Zeitschrift: Pädagogische Monatsschrift für die Schweiz

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 6 (1861)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pädagogische Monatsschrift

für die

Schweiz.

Im Auftrage des schweizerischen Lehrervereins

herausgegeben

von

H. Jähringer.

Sechster Jahrgang.

Siebentes Heft.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1861.

Preis für den Jahrgang 1 Thlr. 15 Ngr. = 5 Fr.

Inhalt des VII. Heftes.

I. Abhandlungen. 1. Zur Einigung in der deutschen Rechtschreibung. II. Artikel. Von Dr. Klaunig. 2. Ueber ein französisches Lesebuch. Von K. Egli. 3. Wie kann die Schule auf die häusliche Erziehung einwirken?

II. Verschiedene Nachrichten. St. Gallen (Seminar). Zürich (Legat).

Abhandlungen.

Zur Einigung in der deutschen Rechtschreibung.

II. Artikel.

Ueber Vokaldehnung, Konsonantenverdoppelung und die Schreibung der F-, T-, S-, K-laute, der zusammengesetzten Wörter, der Eigennamen und Fremdwörter.

Von Dr. K. Klaunig in Leipzig.

In der Zwischenzeit zwischen dem ersten (vgl. das 6. Heft dieser Zeitschrift) und diesem Bericht sind noch 4 Gutachten eingegangen und zwar aus Mecklenburg, Würtemberg, Meiningen und Baiern:

18) von dem unter Vorsitz des Herrn Dr. Evers bestehenden Lehrerverein zu Rostock, eingesandt durch Herrn Lehrer Berger;

19) von Herrn Pfarrer Schütz in Wolfschlugen bei Nürtingen, als Direktor der dortigen Konferenz;

20) von Herrn Rektor Schaubach in Meiningen;

21) von Herrn Lutz im Namen der Erlanger Lehrerkonferenz.

Der Unterzeichnete spricht auch hiefür seinen freundlichsten Dank aus. — Das achtzehnte Gutachten stimmt hinsichtlich des Gebrauchs der großen Anfangsbuchstaben meist mit 1. überein und weicht nur insofern ab, als nach demselben die Zahlwörter: „die beiden, die drei, alle beide" ꝛc. den kleinen Anfangsbuchstaben, von den unter § 2, 6 aufgeführten Zeitwörtern nur in „theilnehmen" das Wort „theil" den großen erhalten soll, wenn es nach dem Verb steht. Das neunzehnte Gutachten fordert für die substantivisch gebrauchten Pronomina, sowie für die Adjektiven in der formelhaften Verbindung: „groß und klein" und für das Wort „Haus" in „haushalten" den großen Anfangsbuchstaben. In dem zwanzigsten wird in § 1, 4 das Kleinschreiben aller von Eigennamen abgeleiteten Adjektiven empfohlen und für die Verbindungen „im allgemeinen" ꝛc. der große Anfangsbuchstabe in Anspruch genommen. Das einundzwanzigste stimmt den Vorschlägen des Unterzeichneten bei.

Bevor der Verfasser zu den nächsten §§ übergeht, sieht er sich in Folge brieflicher Aufforderung genöthigt, noch auf zwei Punkte einzugehen, die in dem

ersten Artikel eine Berücksichtigung nicht gefunden haben. Es betrifft dies die adverbialen Verbindungen: „auf das schönste, auf das äußerste" ꝛc. und die Frage, warum in schwankenden Fällen die Geschichte der Sprache entscheiden soll. Der Verfasser sagt in § 2, 4: In den adverbialen Verbindungen: „aufs äußerste, aufs schönste" erhält das Neutrum der Adjektive den kleinen Anfangsbuchstaben. Dagegen wird in den Sätzen: „er ist auf das Aeußerste gefaßt, d. h. er erwartet das Aeußerste mit Fassung;" ferner „er ist auf das Schönste gespannt, d. h. er erwartet das Schönste mit Spannung," das zum Substantiv erhobene Adjektiv groß geschrieben. Der Grund ist einfach der, daß in den letzten Sätzen: „auf das Aeußerste, auf das Schönste" nicht adverbiale Verbindungen sind, sondern die Wörter: „Aeußerste, Schönste" als Adjektive erscheinen, die zu Substantiven erhoben sind. Man vergleiche noch folgende Sätze: er (z. B. der Bogen) ist aufs **sch**önste gespannt, der Mann ist auf das **Sch**önste gespannt; er hat auf das **sch**önste geschrieben (bezeichnet die Art und Weise, wie er geschrieben hat), er hat auf das **Sch**önste geschrieben (bezeichnet den Ort, worauf er geschrieben hat).

Darüber, daß in schwankenden Fällen die Geschichte der Sprache entscheiden soll, hat sich der Verfasser sowohl in seinem Werke, als auch auf der Versammlung in Koburg ausgesprochen. Er verweist in dieser Beziehung auf S. 257—270 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift und wiederholt hier nur folgendes: „Prüfen wir die schwankenden Wörter etwas näher, so lassen sich dieselben in drei Klassen theilen: es sind theils solche, über deren Schreibweise die Aussprache nichts entscheidet, theils solche, deren Aussprache verschieden ist, theils solche, deren Abstammung dunkel vorlag. Zur ersten Art gehört z. B. das Wort „Wage"; ob ich dasselbe mit einfachem Vokal oder mit Vokalverdoppelung schreibe, hat auf die Aussprache nicht den geringsten Einfluß; denn in beiden Fällen muß ich das „a" lang aussprechen; der nächste Konsonant steht einfach und auch ein einziges „a" muß dieselbe Geltung haben, wie in den Wörtern: sage, trage, Lage, Tage, frage, nage, Klage ꝛc. Aehnlich ist es bei allen den Wörtern, deren Schreibweise schwankt hinsichtlich der Dehnung mit h oder ie, z. B. gebären, erwidern; ferner bei denen, die bald mit ä, bald mit e, z. B. nämlich, echt; die bald mit ai, bald mit ei, z. B. aichen; bald mit ig, bald mit ich, z. B. allmählich; bald mit ß, bald mit s, z. B. Ameise, Mesner; bald mit t, bald mit d, z. B. Ernte, Brot, geschrieben werden. Alle diese Wörter, man mag sie auf die eine oder die andere Weise schreiben, deuten nicht im geringsten auf eine Aenderung der Aussprache hin. Dasselbe findet statt bei den Zusammensetzungen, z. B. Schiffahrt, Schwimmeister, da es uns nicht möglich ist, dreimal denselben Konsonanten auszusprechen. Zur zweiten Klasse würde z. B. gibt, fing, ging, hing gehören, da in diesen Wörtern die Aussprache in den verschiedenen Gegenden Deutschlands

verschieden ist. Wörter endlich, deren Abstammung sich im Laufe der Zeit verdunkelt hatte, sind z. B. allmählich, echt. So lange man echt fälschlich von achten ableitete, schrieb man es mit „ä". Wenn nun auf diese drei Klassen sich die schwankenden Wörter zurückführen lassen, so ergiebt sich auch daraus, daß die Aussprache hier eine Entscheidung nicht geben kann; denn in den meisten Fällen hat das Schwanken in der Aussprache und die Gleichgiltigkeit der verschiedenen Aussprachen für die Schreibweise das Schwanken in der Orthographie zur Folge. Da mithin das phonetische Prinzip in diesen Fällen regelnd nicht eingreifen kann, so bleibt nichts anderes übrig, als in diesen schwankenden Fällen auf dem Satze der alten Grammatiker weiter fortzubauen, der da lautet: Wo die Aussprache nicht entscheidet, richte dich nach der nächsten Abstammung. Ich sage, wir bauen darauf weiter fort; denn nicht in allen Fällen kommt man mit der nächsten Abstammung zum Ziele, z. B. bei Brot. Mag dasselbe nun von priuwan, brauen, oder von priuzan, brechen, abzuleiten sein, so entscheidet die Abstammung nichts über die Schreibweise der T-Laute. Hier muß man überhaupt die geschichtlich wahrnehmbare Entwicklung des neuhochdeutschen Lautsystems, also die historische Grammatik zu Hilfe nehmen."

Der Verfasser wendet sich nun zu § 3 bis 6, die von der Schreibung der langen Vokale handeln. Die Gutachten gehen in dieser Beziehung sehr weit auseinander. Den einen ist der Verfasser nicht radikal genug, den andern zu radikal. Während 17. die Dehnung nie durch „h," sondern durch ein Zeichen über dem Vokal ausgedrückt wissen und „th" nur in Fremdwörtern und wo „h" hörbar ist, stehen lassen will, während ferner 3. die Wörter: „Zal, Stral, Gemal, faren, ermanen" ohne „h" geschrieben, und „th" ganz abgeschafft, während 6. auch in andern Wörtern „h" getilgt, 7. auch „Miete, vermieten, Turm, Wirt, Zierrat, Armut, Wermut, Wismut, Drat, Nat, Fart," 4. „Drat, Fart, Nat, und 2. „Kaffe" geschrieben wissen will, fordern andere die Aufnahme von noch mehr Wörtern, in welchen die Dehnung durch Doppelvokal, ie, h oder th, erfolgen soll; so 1., 7., 8: Sch**aa**r, 2.: L**oo**tse, 2., 8. und 19.: L**oo**s, 19.: Sch**oo**ß, 8.: besch**ee**ren, Sch**ee**re, sch**ee**l, Schm**ee**r, 2.: Augenl**ie**d, 1 und 2.: Fe**h**me, Kra**h**n, Meh**l**thau, Rau**hh**eit, Ro**hh**eit*), 1. und 8.: auch gä**h**ren, 1., 2., 8.: Blüt**h**e, Heimat**h**, Heirat**h**, Glut**h**, 2. und 8. auch Flu**th**, und endlich 1. und 8.: Mau**th**. Die Schreibweise „fing, ging, hing" hat nur bei 8. und 19. Anstoß erregt, die „fieng, gieng, hieng" wünschten. Ueber die Orthographie von „ieren" haben sich 4 Gutachten ausgesprochen, während die übrigen beistimmen. 3. und 4. wünschen:

---

*) Hinsichtlich Mähre (Pferd) und Märe (Mährchen), mahlen (zerreiben) und malen besteht keine Differenz mit dem Verfasser, wie aus dem Wörterverzeichnisse hervorgeht.

„iren", 2.: „iren" in Verben, „ier" in Substantiven, 1. faßt die Regel: barbieren, regieren, spazieren, erhalten das „e", übrigens aber ist „iren" zu schreiben.

Betrachtet man die Geschichte unserer neuern Orthographie, so zeigt sich unverkennbar das Bestreben, die Dehnung durch Vokalverdoppelung und durch das Dehnungszeichen „h" immermehr zu beschränken. Wer wüßte nicht, daß noch vor 30 bis 40 Jahren die Wörter „Mal, Same, Schaf, Schale, Scham, Wage, Herd, Herde, selig" mit Vokalverdoppelung geschrieben wurden, während „Abenteuer, Monat, Partei" h nach t erhielten. Noch viel öfter findet sich die Anwendung dieser Mittel im 16. und 17. Jahrhundert, und es verweist der Verfasser in dieser Beziehung auf Seite 3 und 4 seines Buches: „über deutsche Rechtschreibung vom wissenschaftlich praktischen Standpunkte." Im Mittelhochdeutschen findet sich diese Art und Weise, die Dehnung auszudrücken, nicht. Dies sowie die neuerdings eingetretene Beschränkung des Umfangs bestimmten den Verfasser, jedes in dieser Beziehung schwankende Wort ohne Vokalverdoppelung und ohne „h" aufzunehmen, sowie bei „th" in Parenthese darauf hinweisen, daß die Schreibung ohne „h" die beste Orthographie sei, wenn sie auch jetzt nicht allgemein, da viele Wörter noch schwankend sind, durchgeführt werden kann. Daß nun die Wörter: „Schar, Los, Schere, Augenlid, Melthau, Blüte, Heimat, Glut, Flut" ꝛc. schwanken, bestätigen auch die eingegangenen Gutachten, da immer nur das eine oder andere für die Aufnahme dieses oder jenes Wortes sich ausspricht, die übrigen aber mit der einfachen Schreibweise einverstanden sind. Nur auf „Melthau, Rauheit, Roheit" erlaubt sich der Verfasser näher einzugehen. „Mehlthau" zu schreiben hätte nur dann einen Sinn, wenn es mit „Mehl" zusammengesetzt wäre. Das Wort lautet mittelhochdeutsch milton und hängt somit nicht mit Mehl zusammen, das mhd. mël lautet; sondern mit goth. milith, d. h. Honig, worauf auch die Gleichbedeutung der Wörter „Honigthau und Melthau" hinweist. Sollte man übrigens befürchten, daß bei dieser Schreibweise das „e" werde kurz ausgesprochen werden, so erinnere ich an die Zusammensetzung „Radkasten", deren erstes Wort niemand trotz der Schreibung ohne „h" kurz gebraucht. „Melthau" mit kurzem „e" würde man nur dann lesen, wenn nach dem „e" ein Doppel-l folgte. Warum man in Rauheit, Hoheit, die doch allgemein schon ohne Doppel-h geschrieben werden, der Zusammensetzung zu Liebe dasselbe wieder einführen will, ist um so unbegreiflicher, als man in den Wörtern: „Hoheit, Vögelein, Viertel (vierte Theil), Achtel" dies nicht beabsichtigt, sondern von den zwei Konsonanten den einen aufgiebt. Geht man übrigens näher auf das Wesen der Zusammensetzung ein, so sieht man in vielen Fällen, daß sich das erste Wort einen Abfall von einem oder mehreren Buchstaben gefallen lassen muß, um eine Verbindung mit dem zweiten eingehen zu können (z. B. Hoheit, statt Hoch-heit ꝛc.).

Die vorgeschlagene Schreibweise „ieren" hat verhältnißmäßig wenig Widerspruch erfahren. In der That bei genauer Erwägung der Sachlage bleibt auch fast nichts anderes übrig, als dieselbe anzunehmen. Die Werke von Kratz, Bezzenberger, Högg, die in den letzten drei Jahren erschienen sind, haben dieselbe Schreibweise vorgeschlagen. So viel steht fest, daß z. B. „regieren, buchstabieren, halbieren" allgemein mit „ie" geschrieben werden. Das erste ist fremden Ursprungs, die beiden andern nicht. Somit widerstreitet der Gebrauch der oft aufgestellten Regel: „die deutschen Wörter mit „ie", die fremden ohne „e" zu schreiben." Dazu kommt noch, daß wir Substantive mit der Endung „ier" haben, z. B. Barbier, Tapezier, die allgemein mit „ie" geschrieben werden. Richtet sich nun das abgeleitete Wort in der deutschen Sprache in seiner Schreibweise nach dem Stammworte, warum sollen die Wörter auf „ieren" eine Ausnahme machen und „Barbier" z. B. mit „ie", „barbieren" ohne „e" geschrieben werden? Geschichtlich steht fest, daß die Endung romanischen Ursprungs ist und nur wenigen deutschen Wörtern angehangen ist. Die letzteren wurden theils durch die höfische Poesie im 12. Jahrhundert, theils später bei uns eingeführt und ihre Endung entspricht den altfranzösischen Infinitiven auf „ier". Alle diese Wörter wurden im mittelhochdeutschen „ieren" geschrieben und behielten dieses „ie" durch die ganze Konjugation bei. Man hat es also hier mit Wörtern zu thun, die ihrem Ursprunge nach völlig gleichgestellt sind. Bestimmte dies schon den Verfasser, die Schreibweise „ieren" vorzuschlagen, so wurde er in diesem Vorschlag noch mehr dadurch bestärkt, daß jede Norm fehlt, nach der man bald „ieren", bald „iren" zu schreiben hätte und daß „i" ein langer und betonter Laut ist, der im Deutschen fast stets durch „ie" bezeichnet wird.

Hinsichtlich der Wörter: „fing, ging, hing" hatte der Verfasser treu seinem Grundsatze die historisch richtige Form: „fieng, gieng, hieng" empfohlen (siehe Seite 16 seines Werkes). Die in Leipzig zusammengetretene Kommission aber, der er seine Schrift im Entwurfe vorlegte, erklärte sich so entschieden dagegen, daß er die Schreibweise ohne „e" aufnehmen mußte. Fast scheint es, als wäre in dieser Beziehung eine so große Verschiedenheit zwischen dem Norden und Süden Deutschlands, daß eine Ausgleichung unmöglich wird. Der Süden schreibt entsprechend der Aussprache die Wörter mit „ie", was sich der Norden nicht aufdringen lassen will. Der Unterzeichnete, der natürlich für die historisch richtige Schreibweise ist, wird den Gegenstand zu einer besonderen Frage bei den Verhandlungen in Köthen machen.

Die §§ 7—9, welche die Konsonantenverdoppelung betreffen, haben nur insofern Widerspruch erfahren, als 1. auch die Aufnahme von „Gewinst" und „Gespinst" und 8. von „samt" und „Witwe" mit verdoppeltem Konsonanten fordert. 7. wünscht zu § 3 hinzugesetzt: „Schmied wird nicht mit „dt" ge-

schrieben." — Hinsichtlich der beiden erstern Wörter schließt man jedenfalls: weil dieselben von einem Verb, das die Konsonantenverdoppelung hat, abstammen, müssen sie auch mit Doppel=n geschrieben werden. In den Verbalformen gilt allerdings das Gesetz, daß die Schreibung derselben in Hinsicht auf die Verdoppelung sich nach der Schreibung des Infinitivs richtet, bei den abgeleiteten Formen aber meist nur dann, wenn nicht verschiedene Konsonanten auf den hochtonigen kurzen Vokal folgen. Ist das letztere der Fall, d. h. folgen auf den hochtonigen kurzen Vokal zwei oder mehrere verschiedene Konsonanten, so wird der erste derselben in der Regel nicht verdoppelt und es machen nur Zusammensetzungen und Zusammenziehungen davon eine Ausnahme. Ich führe beispielsweise an: Spindel von spinnen,, Schwulst von schwellen, Gestalt von stellen, Geschäft von Schaffen, Gunst von gönnen, Kunst und kund von können, Brunst und Brand von brennen ꝛc. Warum soll nun bei „Gewinst" und „Gespinst", von denen fast in jeder Orthographie erinnert wird, daß sie nicht mit verdoppelten Konsonanten zu schreiben seien, jene Vereinfachung nicht in Anwendung kommen? Ebenso verhält es sich mit dem Worte „samt", obgleich dasselbe mit „zusammen" und „sammeln" verwandt ist. Mittelhochdeutsch heißt das Wort **sament**, doch kommt auch schon **samet** und **samt** vor, und es ist ein ganz ähnlicher Vorgang erfolgt, wie mit „Amt", das früher **ammet** und **ambet** lautete, oder wie mit „Abt", das aus **abbet** entstanden ist. Daß übrigens die drei Wörter, ebenso „Witwe" schwanken, wird zugestanden; will man daher eine Schreibweise festsetzen, so kann es nur die historisch richtige sein und diese ist die einfache Form.

§ 10. (Die Laute „ä" und „e" betreffend). Da wir noch viele Wörter haben, von welchen der Umlaut nicht „ä", sondern „e" ist, z. B. behende (Hand), edel (Adel), heften (Haft), gerben (gar), schellen (Schall), stemmen (Stamm), Stengel (Stange), schwemmen (schwamm), sprengen (sprang) ꝛc., so ist es historisch gleichgiltig, ob man **Aermel** oder **Ermel**, **nämlich** oder **nemlich**, **Krämpe** oder **Krempe** schreibt. Will man in diesen wenigen Wörtern ebenfalls eine einzige Schreibweise festsetzen und die mit „ä" wählen, wie 2., 4., 8. und 1. (das letzte Gutachten mit Ausnahme von Krämpe) vorschlägt, so ist natürlich der Verfasser damit einverstanden. Hinsichtlich der Ableitung des Wortes „Hering" ist die Wissenschaft noch nicht zu einem bestimmten Resultate gelangt. Für die Schreibung mit „e" spricht das Mittelhochdeutsche (**herinc**) und der jetzige Schreibgebrauch. — Auf die Vorschläge von 3. näher einzugehen, hält der Verfasser kaum für nöthig, da dieselben wohl nicht ernstlich gemeint sein können. Es soll nach denselben der Diphthong „**eu**" mit „**eü**" und der Diphthong „**äu**" mit „**äü**" vertauscht werden und es werden Schreibweisen vorgeschlagen wie: Aente (von lat. anas), Mätze (von Mäßchen?! —, wie aber, wenn das Wort mit „messen" verwandt ist?); ferner

Häu, d. h. Heu (von hauen —, warum nicht lieber „Hau", da mittelhochdeutsch das Wort auch ohne Umlaut in der Form houwe vorkommt und wir das Wort „Hau" noch in „Hauhechel" haben? —), endlich Mähl (von mahlen), Häller (von Halle) ꝛc. Die Vertauschungen von „eu" mit „eü" und von „äu" mit „äü" beruht auf gänzlicher Verkennung der Gesetze des Umlautes und auf der Einbildung, daß man beim Aussprechen dieser Diphthonge die vorgeschlagenen Laute einzeln hörbar mache. Man spreche doch nur einmal diese Doppellaute langsam aus oder singe sie, so wird man finden, daß man von Anfang an weder ein „e" noch ein „ä" hört; oder man versuche in dem Worte „beunruhigen", wo „e" und „u" getrennt gesprochen werden, anstatt des „u" ein „ü" auszusprechen und wiederhole dann, so schnell als möglich, diese beiden Vokale, so wird man nie und nimmer ein „eu", sondern stets „e" und „ü" wahrnehmbar machen können. Uebrigens sind solche grundlose Veränderungen des Hergebrachten schon wiederholt aufgetreten, aber stets vom Publikum zurückgewiesen worden; sie sind eine Willkür, die leider nur zu oft in unserer Wortschreibung geherrscht hat.

Gegen § 11 hat sich von keiner Seite Widerspruch erhoben.

Hinsichtlich des § 12. will 6. bloß „Alkofen" gelten lassen und verwirft wegen des Zusammenhanges zwischen „Al-kofen" und „Kufe" die Schreibweise „Alkoven". So lange die Ableitung von Alkofen noch nicht feststeht, möchte der Verfasser den Zusammenhang nicht so bestimmt aussprechen. Soll übrigens von beiden Formen eine einzige gewählt werden, so ist auch der Verfasser für die mit „f", da der Konsonant „v" inlautend in keinem deutschen Worte, ausgenommen Frevel, steht und das Wort auch eine deutsche Ableitung zuläßt.

In § 13 haben die Wörter: „beredsam, gescheid, tödlich" und „Brot" in einigen Gutachten Anstoß erregt. 1. und 2. wünschen beredtsam und gescheit, 18. Brod, 2., 6., 8., 19. tödtlich und 7. will beide Formen: „gescheid" und „gescheit" gelten lassen. Daß „beredsam" die einzig richtige Form ist, ergiebt sich daraus, daß alle mit dem ursprünglichen Adjektiv „sam" zusammengesetzten Wörter, wenn sie von einem Verb herzuleiten, mit dem reinen Stamme des Verb zusammengesetzt sind, z. B. duldsam von dulden, behutsam von behüten, biegsam von biegen, empfindsam von empfinden, strebsam von streben ꝛc. Warum soll nun beredsam eine Ausnahme machen, müßte man da nicht auch duldtsam, behuttsam schreiben? Das Particip. praet. verbindet sich überhaupt nur in sehr wenigen Wörtern mit einem Adjektiv. Hinsichtlich des Wortes „gescheid" muß es fast Wunder nehmen, daß dasselbe so lange auf so verschiedene Weise geschrieben werden konnte, da die Ableitung von „scheiden" doch sehr nahe lag. Die Vorsilbe „ge" veranlaßte zu der Annahme, daß es ein Particip. praet. sei. Das Particip heißt aber „geschieden", nicht „gescheidet". Kommt nun auch althochdeutsch ein schwach biegendes Verb

vor, so stammt doch das Wort nicht von diesem, wie sich aus der mittelhochdeutschen Form »geschide« ergiebt. Dasselbe ist eine Präsentialbildung und verhält sich z. B. wie gelenk zu lenken, gefüge zu fügen. Ist aber das letztere der Fall, so kann auch bloß „gescheid" annehmbar erscheinen. Für die Schreibweise „Brot" sprechen die verwandten Formen im Nichthochdeutschen. Im Neuniederländischen, Angelsächsischen, Englischen, Friesischen, Schwedischen erhält das Wort stets die Media „d" (broo*d*, brea*d*, brea*d*, breâ*d*, brö*d*). Da nun nach dem Gesetz der Lautverschiebung (siehe Seite 9 und 10 des Buches: „Ueber deutsche Rechtschreibung von K. Klaunig") das Nichthochdeutsche auf derselben Stufe wie das Gothische steht, das Hochdeutsche aber die P-, T-, und K-laute um eine Stelle weiter bewegt, d. h. auf diesen Fall hier angewandt, das hochdeutsche „t" setzt, wo die nichthochdeutschen Sprachen „d" brauchen, so bleibt nichts anderes übrig, als die Schreibung „Brot" mit „t" anzunehmen. (Man vergleiche die Wörter engl.: cold: kalt, lead: leiten, wide: weit, word: Wort, blood: Blut, flood: Flut, world: Welt; dän.: Ord: Wort, Flod: Flut, Tid: Zeit, Blod: Blut, bred: breit, Daad: That, med: mit ꝛc.) — Hinsichtlich des Wortes „tödlich" glaubte der Verfasser um so weniger auf Widerstand zu stoßen, als schon Adelung in seinem Wörterbuche diese Form für die richtige hält und diese seitdem vielfach in Gebrauch gewesen ist. Grammatisch steht zwar die Ableitung vom Adjektiv „todt" nichts entgegen, da „lich" Zusammensetzungen sowohl mit Substantiven (z. B. schmerzlich), als mit Adjektiven (z. B. ärmlich), als mit Verben (beweglich), Partizipien (erkenntlich) und Partikeln (ähnlich von an) eingeht; aber der Sinn spricht gegen die Zusammensetzung mit „todt". Das Adjektiv „lich" (mittelhochdeutsch -lich, -lîch) gehört zusammen mit dem mittelhochdeutschen Substantiv „die lîch", d. h. Leib, äußere Gestalt, Aussehen, todter Leib. Wir haben noch das Wort in „Leiche". In Zusammensetzungen bedeutet „lich" ursprünglich = übereinstimmende Leibesgestalt, gleich (z. B. ärmlich, d. h. dem Armen gleich), dann drückt es überhaupt den Begriff der Aehnlichkeit, Annäherung und der Art und Weise aus, ist auch wohl schon hin und wieder zu einer Ableitungssilbe abgeschwächt. Halten wir diese Bedeutung fest, welchen Sinn hat dann z. B. „tödtliche Krankheit"? Etwa eine Krankheit, die einem Todten annähert, die einem Todten nahe kommt, die zu einem Todten führt? Doch gewiß nicht. Es bezeichnen die Worte vielmehr eine Krankheit, die dem Tode annähert, die zum Tode führt. Ebenso sind „tödliche Wunden, tödliche Schrecken, tödliche Geschosse, tödliche Waffen" solche, die zum Tode führen oder dem Tode nahe bringen. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit „tödlichem Hasse, tödlicher Feindschaft." Namentlich weist die letzte Verbindung deutlich auf die Zusammensetzung mit „Tod" hin, da wir noch die Zusammensetzung mit „Todfeindschaft" in gleicher Bedeutung haben. Handelt es sich daher um die Wahl

von „tödtlich und tödlich", so kann der Verfasser nur für das letztere, die Zusammensetzung mit „Tod", sich entscheiden, gerade wie „todkrank" auch mit dem Substantiv „Tod" verbunden ist, da es „bis auf den Tod krank" bezeichnet.

§ 14 handelt von der Schreibung der S-laute. Der Verfasser hat auf Seite 55 seines größeren Buches: „über deutsche Rechtschreibung" die Gründe angegeben, warum er die Einführung der historischen Schreibweise, nach welcher unser „ß" dem mittel- und althochdeutschen weichen »z« und dem niederdeutschen und englischen „t" entspricht, nicht glaubte vorschlagen zu dürfen. Er hält vielmehr an den von Gottsched aufgestellten, später weiter entwickelten und jetzt allgemein giltigen Regeln fest, nach welchen „ss" und „ß" nicht verschiedene Laute sind. Es stimmen ihm darin auch alle Gutachten bei, mit Ausnahme von 7., das die historische Schreibweise eingeführt wünscht. Doch ist in dem letzteren bemerkt, daß nur der Lehrerverein der Stadt Braunschweig, nicht der Landeslehrerverein sich damit einverstanden erklärte. Keine Frage ist in den letzten Jahren so gründlich und von den verschiedensten Seiten behandelt worden, als die über die Schreibung der S-laute. Mit siegreichen Waffen hat namentlich Raumer die historische Schreibweise bekämpft und immer mehr hat sich die Ueberzeugung Geltung verschafft, daß man einen hundertjährigen Gebrauch, dessen Einführung zugleich mit der Veränderung der Aussprache des „ß" zusammenhing, nicht mit einemmale umstoßen dürfe. Der Verfasser hält es daher für unnöthig, hier weiter auf die Streitfrage einzugehen und glaubt sich um so mehr dazu berechtiget, als in der überwiegenden Mehrzahl der Gutachten eine Aufforderung dazu nicht vorliegt. Was die Schreibweise einzelner Wörter und Silben dieses § betrifft, so hat das vorgeschlagene „s" in „-nis" und „mis-" den meisten Widerspruch gefunden (von 1., 2., 8., 20., 21.). Da die Erfahrung bereits gelehrt hat, daß die große Mehrzahl diese Schreibweise nicht annehmen wird (— in Hannover und an anderen Orten hat man dieselbe wieder aufgeben müssen —), und da ferner der historische Standpunkt nicht nothwendig dieselbe fordert, so ist der Verf. in dieser Beziehung zum Nachgeben bereit, vorausgesetzt, daß die Versammlung in Köthen sich für „-niß" und „miß-" erklärt. — 1., 8., und 21. schlägt ferner vor, „deshalb, unterdes, indes" mit „ß" zu schreiben. Dies würde jedenfalls richtig sein, wenn „des" aus „dessen", wie Adelung behauptet, entstanden wäre. Die erweiterten Formen „dessen, deren, denen" treten erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf; früher wird statt derselben „des, der, den" gebraucht. Ist aber „dessen" seinem Ursprunge nach jünger, als „des", so kann dieses auch nicht aus jenem sich entwickelt haben, sondern das Verhältniß ist umgekehrt: „dessen" ist aus „des" erweitert. Die Beweise hiervon enthält das Wörterbuch von J. Grimm, Band II., S. 594 flgd. Da nun jetzt die richtige Form „des" noch vorhanden ist, so ist nicht einzusehen, warum sie nicht beibehalten

werden soll. Es wird dadurch zugleich dem Schüler die Orthographie erleichtert, wenn er ein und dasselbe Wort auch immer mit denselben Buchstaben zu schreiben hat. — Die übrigen Wörter, die hier und da Bedenken erregt haben, sind mit Ausnahme der fremden: „Verlies, Vlies (1.), Kürbis, Preiselbeere, Amboß, Geiß (8.), Geisel (2., 19.), gleisen (2.), Maußer (1., 2.) und Grieß (1.). Die vom Verfasser vorgeschlagene Schreibweise ist überall die historisch richtige. „Verlies" stammt nicht von „verlassen", sondern von „verlieren", das mittelhochdeutsch verliesen hieß. „Vließ" neben „Flaus" zu schreiben würde verwandte Formen trennen, da beide Wörter vom niederländ. flüs abzuleiten sind. Mittelhochdeutsch heißt das Wort vlies. „Geiß und Grieß und Amboß" kann sich der Verfasser nie entsinnen anders, als mit „ß" geschrieben gesehen zu haben; wenigstens in Mitteldeutschland ist diese Schreibweise die gewöhnliche. „Geisel (der und die)" ist in beiden Bedeutungen auf dieselbe Wurzel zurückzuführen. Der Unterschied für das Auge beim Lesen ist um so weniger nothwendig, da beide Wörter verschiedenes Geschlecht haben. Ueberhaupt hält der Verfasser eine verschiedene Schreibweise bei Wörtern desselben Stammes, aber mit verschiedenen Bedeutungen nicht für nothwendig, um die Auffassung zu erleichtern. Die historische Grammatik kennt solche Unterschiede nicht. Bei schwankenden Wörtern würden also dieselben aufgegeben werden müssen. „Und ich glaube, daß dies unbedenklich geschehen kann; und zwar, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die eine solche Unterscheidung dem orthographischen Unterricht in der Schule bietet, aus zwei Gründen: Zunächst lehrt jedesmal der Zusammenhang, in welcher Bedeutung das Wort vorkommt. Es gab eine Zeit, in der man das Hilfszeitwort „sein" vom Possessivpronomen dadurch unterschied, daß man es mit „y" schrieb. Dies ist jetzt aufgegeben. Ich frage, ist daraus wohl jemandem eine Unklarheit entstanden, daß wir dies nicht mehr beim Schreiben unterscheiden; ebenso ist es mit dem Adjektiv und Adverb „wohl und wol"; entstehen Mißverhältnisse daraus, daß man es in beiden Bedeutungen auf gleiche Weise schreibt? Wird nicht „Gebet" und „gebet" mit ganz gleichen Lettern geschrieben? Der jedesmalige Zusammenhang lehrt deutlich, auch wenn für das Auge kein Unterschied in der Schreibweise stattfindet, in welchem Sinn das Wort zu nehmen ist. Dazu kommt, wollen wir jeden verschiedenen Begriff durch verschiedene Bezeichnungsweise ausdrücken, wir unsere Sprache um eine große Anzahl geschriebener Wörter vermehren müssen. Wie vieldeutig sind nicht die meisten Zeitwörter und viele Hauptwörter; forderte dann nicht auch die leichte Faßlichkeit, daß das Wort in den verschiedenen Bedeutungen verschieden geschrieben würde? oder wollte man nicht so weit gehen, warum schreibt man nicht „Strauß" auf dreifache Weise, da das Wort den Vogel, den Blumenstrauß und den Kampf bedeutet? Warum nicht „verweisen" doppelt, da es bald tadeln, bald

verbannen bezeichnet? Hut (der, die), Acht (Achtsamkeit und feindliche Verfolgung), Alant, der (Fisch und Pflanze), allein (Adj. und Adv.), also (Adv. und Konj.), Ammer, die (Singvogel, Kirsche, Funken in der Asche), Ball (Spielball und Tanzfest) ꝛc. haben alle sehr verschiedene Bedeutung." —

Noch gedenkt der Verfasser des Wortes „Mesner", das 1., 2., 8. mit „Meßner" vertauschen wollen. Die Ableitung „Mesner" von „Messe" streitet nicht nur mit der Bedeutung des Wortes, sondern auch mit der Geschichte desselben. Der Mesner ist der Küster, nicht der Messe lesende Priester und das Wort stammt, wie so viele kirchliche Ausdrücke, aus dem Mittellateinischen. Im 12. Jahrhundert heißt der Mesner in einigen Schriften mesenarius, was aus dem mittellateinischen mansionarius entstanden ist. Noch im 14. Jahrhundert findet sich in einigen Schriften anstatt „Mesner" das Wort mensner, ein deutlicher Beweis, daß jenes mesenarius aus diesem mansionarius hervorging. Aus jenem mesenarius entwickelte sich dann die mittelhochdeutsche Form mesnaere und beweist das Unberechtigte des „ß." — Die von 3. aufgestellte Regel: „ſ" bezeichnen den Anlaut, „s" den sanften Auslaut (z. B. Fus, Mas, süs, Spies, Straus), „ſs" den geschärften Auslaut (Roſs, Riſs, Ruſs und „ſſ" stehe zwischen zwei Vokalen" streitet sowohl mit allen jetzt geltenden Regeln, als mit der historischen Schreibweise. Das 18. Gutachten befürwortet die Heysesche Orthographie: „ß steht nach langen, ſſ nach kurzen Vokalen; ſſ wird im Auslaut ſs geschrieben." Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Schreibung eine konsequente Weiterentwicklung der Gottsched-Adelungschen Regeln ist. Aber trotzdem, daß sie von Heyse in seinen weitverbreiteten Schulbüchern seit mehreren Jahrzehnten empfohlen ist, hat sie doch nur geringe Verbreitung gefunden und die Anhänger derselben sind insofern uneinig, als die einen „ſs" auch im Inlaute schreiben, wenn auf diesen Doppelkonsonanten ein anderer Konsonant folgt (z. B. vergiſst, läſst), die anderen dagegen in diesen Fällen das „ſſ" beibehalten (vergiſſt, läſſt). Die ersteren müßten konsequent auch in „reist, speist" ꝛc. ein „s" setzen.

§ 15 (die Schreibung von „g" und „ch" betreffend). Auch in diesem § sind es wiederum nicht die Regeln, sondern die Schreibung einiger Wörter, die man abgeändert wünschte; namentlich: „allmählich (1., 4.), adlich, eklich 1., 2., 4., 8., 18., 21.), Reisich, Rettich (1., 2.), Fittich (2.)", in welchen das „ch" mit „g" vertauscht werden soll. Daß die Ableitung des Wortes „allmählich" von „allemal" nicht richtig sein kann, ergiebt sich schon aus dem Sinne. „Allmählich" ist nicht das, was „allemal", sondern das, was „nach und nach, ruhig, ohne Geschwindigkeit" geschieht. Das Wort ist zusammengesetzt aus „all" und „mählich", von welchen das letztere allerdings nur noch selten und dann im gewählten Stile bei Dichtern (z. B. bei Voß) vorkommt. Oberdeutsch lautet dieses „mählich" vielmehr „mächlich", das von „mach" in

„gemach, gemächlich" abstammt. „Allmählich" hat darnach den Sinn von „allgemächlich" und muß dann folgerichtig am Ende mit „ch" und mit „h" nach „ä" wegen des früheren „ch" geschrieben werden. „Adlich, eklich, Reisich, Rettich, Fittich" sind die historisch richtigen Formen (vgl. das Wörterverzeichniß), die der Verfasser nach seinem Grundsatze aufstellen mußte, da die Schreibweise schwankte. Adlich steht für ursprünglich „adel-lich", eklich für „erklich." Daß beide Wörter mit „lich" zusammengesetzt sind, beweisen die mittelhochdeutschen Formen adellich, erklich auf das deutlichste. Von „Adel" ist das „l" in der Zusammensetzung abgefallen wie von „Vogel" in Vögelein (= Vögellein). Will man von den vorgeschlagenen Doppelformen: „Werg und Werch, Käfig und Käfich, mannigfaltig" und manigfaltig" nur eine gelten lassen, wie 18. und 19. vorschlägt, so ist es dem Verfasser natürlich gleich, welche man wählt.

Daß § 16. überflüssig sei, wie 1. behauptet, kann der Verfasser schon deshalb nicht zugestehen, weil darin die Schreibweise von denjenigen schwankenden Wörtern festgestellt wird, in welchen durch die Zusammensetzung dreimal derselbe Konsonant unmittelbar anfeinander folgt, z. B. von Schiffahrt ꝛc. Es war ja gerade die Aufgabe des Verfassers, an die Stelle des Schwankenden etwas bestimmtes zu setzen, warum sollte die Schreibweise von „Schiffahrt" und anderen ähnlichen Wörtern unbestimmt gelassen werden? — 8. zieht die Schreibung „Schwimmmeister, Alliebe, Schnellauf" ꝛc. vor und 2. ist zwar für die Vereinfachung, will aber bei der Abtheilung der betreffenden Wörter die drei Konsonanten wieder einführen. Dieselben Gründe, die der Verfasser bei § 3—6 anführte, um die Schreibweise von „Rauheit, Roheit" zu rechtfertigen, nöthigten ihn auch in diesem § zu der Regel, in Zusammensetzungen, in welchen man dreimal denselben Buchstaben zu schreiben hatte, diesen nur zweimal zu setzen. Wir thun dies bereits in „dennoch (eigentlich denn-noch), Mittag (eig. Mitt-tag), Drittel (eig. Dritt-theil)", ja wir gehen noch weiter, wir geben von zwei Konsonanten in „Hoheit, Vögelein, Viertel" ꝛc. den einen auf. Der Verfasser schlägt daher etwas neues nicht vor, was auch die Schreibweise von „Schifffahrt" beweist, welches Wort man ebenso oft mit zwei als mit drei F-lauten gedruckt findet. Wie oft muß überhaupt in Zusammensetzungen das erste Wort sich den Abfall eines oder mehrerer Buchstaben gefallen lassen. Dazu kommt hier noch, daß es uns geradezu unmöglich ist, beim Sprechen der betreffenden Wörter dreimal denselben Konsonanten hervorzubringen; warum sollen wir denselben dreimal schreiben? Die Verdoppelung ist nothwendig, um die Kürze des vorhergehenden Vokals auszudrücken. Uebrigens kennt keine der germanischen Sprachen diese Konsonantenhäufung, alle sind für einfachere Form. Bei Abtheilung des Wortes z. B. Schif-fahrt ist ebensowenig eine gedehnte Aussprache des „i" zu be-

fürchten, wie bei „Rif-fe, Schif-fe, Näs-se" ꝛc. Sollte bei irgend welchen Wörtern ein Mißverständniß aus der vereinfachten Form hervorgehen, so verschwindet dies gewiß, wenn man dieselben im Zusammenhange eines ganzen Satzes betrachtet.

In den bereits früher eingesendeten Gutachten, über welche Herr Superintendent Dr. Schulze in Nr. 10 der allgemeinen deutschen Lehrerzeitung, Jahrg. 1860, berichtet, hat noch die Schreibweise von: „Dienstag, giebt, keichen, Keichhusten, Wildbret und Zeinhammer" Anstoß erregt. „Dienstag" kann nicht mit „Ding" (mittelhochdeutsch dinc, d. h. Gericht) in Verbindung gebracht werden, da sich weder ein angelsächsisches thingesdäg, noch ein altnordisches thingsdagr findet. Das Wort ist durch Einschaltung eines „n" aus dem noch jetzt mundartlichen Diestag entstanden. In Mitteldeutschland hört man noch jetzt diese Form, an der Rhön „Diestik". Dienstag ist niederdeutsche Form (niedersächs. tiestag, altnord. tystagr) und bezeichnet den dem Kriegs- und Siegesgotte Tyr (gothisch Tius, althochd. Zio) geweihten Tag, lateinisch dies Martis. Nach dem Namen des Gottes im althochd. »Zio« hieß der Tag Ziestac, für welche Form doch später die niederdeutsche eintrat. In Bezug auf „giebt" hat der Verfasser die historisch richtige „gibt" vorgeschlagen (siehe Seite 16 seiner deutschen Rechtschreibung) und er ist natürlich auch jetzt noch für die Aufnahme dieser Form. Die Schreibweise „keichen und keuchen, Keichhusten und Keuchhusten" sind beide historisch berechtigt und es ist gleichgiltig, welche man wählt. Wildbrett bedeutet Wildbraten und erhält in Folge dessen die Media „b". Zeinhammer stammt in seinem ersten Theile nicht von „Zahn" ab. Mittelhochdeutsch zein, althochd. zain, gothisch táins, bedeutet Stab, Metallstab, uud Zeinhammer bezeichnet ursprünglich ein Hüttenwerk, wo das Eisen in Stäbe geschmiedet wird. „Zahn" heißt im Althochd. zand, im Goth. tunthus (vgl. lat. dent-is, dens).

Es bleibt dem Verfasser nun nur noch übrig, einiges über die Schreibung der Fremdwörter § 18. und 19. hinzuzufügen. (§ 17 hat keinen Widerspruch erfahren). Es weiß niemand besser, als er selbst, daß die aufgestellten Regeln nicht in allen Fällen ausreichen und daß sich in dieser Beziehung über manches Wort streiten läßt, und er würde sich wahrhaft gefreut haben, wenn von irgend einer Seite etwas besseres an die Stelle gesetzt worden wäre. Die in den Gutachten hervorgehobenen Abweichungen beziehen sich aber nur auf einzelne Wörter, und zwar bei 2. auf Komthur, Karthause, Lazareth; bei 2. auf Akkusativ, Akkord, Karthause, Lazareth, und bei 8. auf Galopp, Myrthe, Shawl, Sopha, Charfreitag. Nur in dem sechsten Gutachten wird vorgeschlagen, ein Wort als eingebürgert zu betrachten, wenn es durchweg heimische Biegung hat. So einfach und natürlich dies auch erscheint, so führt es doch zu Schreibungen, wie „Schangdarm" (Gensdarm), da dieses durchweg heimische

Biegung hat. Der Verfasser glaubt daher um solcher Konsequenzen willen, sowie deshalb, weil bei nicht wenigen Fremdwörtern die Biegung selbst noch zwischen heimischer und fremder schwankt, von jener Fassung absehen zu müssen. Wie die Wörter: „Komtur, Kartause, Lazaret, Myrte" zu einem „h" nach dem „t" kommen, läßt sich schwer begreifen, da die Wörter, von welchen sie stammen: mittelhochd. kommentür (von mittell. commendator), mittellat. cartusia (von Chartreuse bei Grenoble), ital. lazzaretto (von Lazarus), mittelhochd. mirtel (gr. (μύρτος) das „h" nicht kennen. Die Aussprache wird übrigens bei dem Aufgeben dieses Buchstaben entweder nicht geändert, oder es wird wie in „Lazaret, Myrte" der falschen, gedehnten Aussprache vorgebeugt, die „h" als Dehnungszeichen nothwendig macht. Das in Fremdwörtern vorkommende doppelte „c" (cc) ist deshalb nicht mit „kk" vertauscht worden, weil in der deutschen Sprache die Verbindung „kk" nur in Zusammensetzungen üblich ist; in den übrigen Fällen wird „ck" dafür gesetzt. Will man daher das Wort „Accusativ" dem deutschen Lautstand nähern, so muß man es „Ackusativ" schreiben. „Karfreitag" ist aus zwei deutschen Wörtern zusammengesetzt. Das Wort lautet mittelhochdeutsch Karfrîtac. Neuhochdeutsch ist das Wort „Kar" verloren gegangen, das sich noch im Mittelhochdeutschen (Kar), Althochdeutschen (chara), Gothischen (Kara, vgl. engl. care = Sorge) findet. „Kar" bedeutet Trauer, Klage; „Karfreitag" daher Klagefreitag, und dieser Name wurde deshalb gewählt, weil der Todestag Christi in der Kirche durch einen Klagegesang, später in den geistlichen Spielen durch die Klage Marias unter dem Kreuze gefeiert wurde. — Daß die Fremdwörter der Orthographie so große Schwierigkeiten bereiten, hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß die Sprache selbst nicht konsequent verfährt, so daß es bei einzelnen Wörtern sehr schwer zu entscheiden ist, ob sie eingebürgert sind oder nicht. Wer gesteht nicht zu, daß „Gensdarm, Chaussee, genieren" der Volkssprache geläufig sind; und doch haben sie das fremde Gewand behalten, während andere im Munde des Volkes weniger vorkommende, wie: „Broschüre, familiär, Lektüre" die deutsche Schreibung angenommen haben. Der Verfasser stellt deshalb an ein eingebürgertes Fremdwort zwei Bedingungen, die es erfüllen muß: 1) es muß der Volkssprache geläufig sein und 2) es muß in Folge des längeren Gebrauches eine deutsche Form (z. B. durch Abfall der fremden Endung, durch Annahme deutscher Biegungsendungen) erhalten haben. Erfüllt ein Wort nur eine dieser Bedingungen, so wird es nur dann nach deutschen Lautregeln geschrieben, wenn seine Schreibweise schwankt (z. B. Schal, Möbel). In den letzten Jahrhunderten ist man mit den Fremdwörtern wesentlich anders verfahren, als in früheren Sprachperioden. „Fällt von ungefähr", sagt J. Grimm, „ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotze wie

ein heimisches aussieht." Dies ist in früheren Jahrhunderten nicht wenigen Wörtern geschehen. Wer sieht es den Wörtern: „Abseite (überwölbter Nebenraum des Schiffes der Kirche, Nebengebäude), Almosen, Latwerge, Scharmützel, Armbrust" an, daß sie fremden Ursprungs sind. Sie stammen vom griech. ἁψίς, d. h. Gewölbe, Rundung, von ἐλεημοσύνη, von electuarium, ital. scaramuccia und mittellat. arbalista = arcubalista. Jetzt läßt man geflissentlich dem Fremden das fremde Gewand, schreibt es wohl gar mit fremden Lettern, um es sogleich herauszukennen. Dies thut keine andere Sprache. Sie spricht und schreibt die Fremdwörter nach ihren Gesetzen, wenn sie dieselben nicht entbehren kann. Daß im Deutschen noch viele Fremdwörter umherlaufen, die vermieden und durch deutsche Wörter ersetzt werden können, wird niemand läugnen; daß aber alle zu vermeiden seien, ist unmöglich. Bei den letzteren sollte man wenigstens die fremde Schreibung mit der deutschen vertauschen.

Indem der Verfasser noch mit Dank der Theilnahme, die man der ganzen Angelegenheit und seinen Vorschlägen schenkte, sowie der in mehreren Gutachten ausgesprochenen Bereitwilligkeit gedenkt, um der Einigkeit willen selbst einzelne bisher gewohnte Schreibweisen aufzugeben, schließt er mit den Worten des Herrn Director Schaubach in Meiningen: „Um das angebahnte Werk möglichst bald zu Ende zu führen, ist es nöthig, daß die einzelnen zur Besprechung aufgeforderten Forscher und Lehrer nicht aus jeder abweichenden Meinung eine Kabinetsfrage machen und eigensinnig auf ihrer Ansicht beharren, sondern bereit sind zum Nachgeben, gemäß dem augustinischen Grundsatze: in necessariis unitas, in dubiis libertas."

Leipzig, d. 17. März 1861. Dr. K. Klaunig.

Nachtrag.

Nachdem die Artikel I. und II. bereits dem Drucke übergeben waren, gingen noch folgende Gutachten ein:

22) von Herrn Bauer, Inspector der Missionsanstalt in Neuendettelsau bei Kloster Heilsbronn in Mittelfranken;

23) von Herrn Schuldirektor C. W. Clauß in Dresden, dem Bearbeiter der Beschlüsse, welche in der betreffenden Angelegenheit von einem Ausschusse des dasigen pädagogischen Vereins gefaßt worden sind. (Der Ausschuß zählte zu seinen Mitgliedern die Herren Directoren Budich, Clauß, Jäkel, Manitius und Schmeil.)

Außerdem erhielt der Unterzeichnete noch eine Zuschrift von einem Industriellen (wie er sich nennt) in der Schweiz, Herrn Th. Zuppinger in Männedorf am Zürichsee. Der letztere dringt namentlich auf größere Vereinfachung in unserer Orthographie, z. B. auf Entfernung aller Dehnungszeichen in

schwankenden Fällen und will deshalb auch allmählich ohne „h“ geschrieben wissen.

Das 22. Gutachten stimmt hinsichtlich des Prinzips mit den Vorschlägen des Unterzeichneten im Allgemeinen überein und weist namentlich darauf hin, daß Reformen, die natürlich auch später eintreten werden, in der rechten Richtung geschehen müßten, d. h. „im Interesse des jeweiligen Lautes, mit der Tendenz der Vereinfachung der Zeichen, doch so, daß der historische Zusammenhang der Laute möglichst gewahrt wird.“ Im einzelnen empfiehlt dasselbe dann das Großschreiben der Für- und Zahlwörter und der adverbialen Ausdrücke, wenn in demselben der Substantivbegriff als ein dinglicher lebendig ist. Leider giebt der Verfasser nicht an, unter welchen Bedingungen dies stattfindet. Daß so manche dieser Wörter eine verschiedene Auffassung zulassen, andere wieder einen Substantivbegriff enthalten, die jetzt allgemein klein geschrieben werden, glaubt der Unterzeichnete in Nr. 9 der Zeitschrift nachgewiesen zu haben.

In sehr ausführlicher Weise geht das 23. Gutachten auf die Fragen und die einzelnen Regeln ein. Der Unterzeichnete erlaubt sich in dem folgenden auf diejenigen Punkte aufmerksam zu machen, in welchen eine Abweichung von seinen Vorschlägen stattfindet und verweist hinsichtlich der Begründung seiner Ansicht auf die früheren Artikel. Es gereicht demselben zu besonderer Freude, berichten zu können, daß wenn auch die Regeln hin und wieder eine andere Form angenommen haben, doch in Bezug auf die Sache selbst nur eine geringe Verschiedenheit stattfindet. Hinsichtlich des Gebrauchs der großen Anfangsbuchstaben wünscht das Gutachten, daß die Ausdrücke: „stattfinden, statthaben“ ꝛc. den großen Anfangsbuchstaben erhalten sollen, wenn das Zeitwort vom Hauptwort getrennt geschrieben wird; ebenso wird das Großschreiben der von Personennamen abgeleiteten Eigenschaftswörter empfohlen, während die von Orts-, Länder- und Völkernamen abstammenden den kleinen Bubstaben erhalten sollen. Was die in § 2 erwähnten Fürwörter, Zahlwörter und adverbialen Verbindungen betrifft, so bleibt es unbestimmt, ob dieselben groß oder klein zu schreiben seien, da nicht ausdrücklich bemerkt ist, ob dieselben zu den zu Substantiven erhobenen Redetheilen zu rechnen seien oder nicht. In § 3 ist noch Schar, Herde, Los und Schoß mit verdoppeltem Vokal aufgenommen; in § 4 bis 9 stimmt der Bericht mit den Vorschlägen des Unterzeichneten überein; auch die Schreibweise der Endsilben „ieren“ und „nis“, sowie der Vorsilbe „mis“ ist in der hier angegebenen Weise aufgenommen. Ebenso enthalten die § 10 bis 19 nur geringe Abweichungen: „Reisich“ mit g, „Lazaret“ und „Heirat“ mit th; „Wirth, Thurm, Armuth, Wermuth“ ohne h; bei „adlich“ sind beide Formen („adelich“ und „adelig“) zugestanden. Das Wörterverzeichniß giebt nicht bloß die Wörter, deren Schreibweise schwankt, sondern auch gleich und ähnlich lautende, sowie die gebräuchlichsten Fremdwörter an.

Schließlich sagt der Unterzeichnete den oben erwähnten Herren seinen Dank für die der Angelegenheit gewidmete Zeit und geschenkte Theilnahme.

Leipzig, den 28. April 1861. Dr. K. Klaunig.

Ueber ein französisches Lesebuch für die deutsche Schweiz.

Von K. Egli, Lehrer der französischen Sprache in Winterthur.

Da ich nicht mit fremden Federn mich schmücken mag, so gestehe ich gleich von vornherein, daß der Gedanke, den ich hiermit zu erörtern beabsichtige, ursprünglich nicht mir angehört, sondern Herrn Geilfus, Rektor der höhern Schulen Winterthurs, welcher bei Anlaß franz. Lesebücher fand, die meisten in der Schweiz gebräuchlichen leiden an dem wesentlichen Uebelstand, daß die Schweizergeschichte darin zu wenig oder gar nicht berücksichtigt werde; welcher ferner sich dahin äußerte, ein Buch, das diese Lücke auszufüllen im Stande wäre, würde ein wahrer Fortschritt im Unterricht des Französischen in der deutschen Schweiz sein.

Wenn ich nicht gleich von Anfang an auf die Ansicht des Hrn. Geilfus einging, so liegt der Grund in dem Umstande, daß ich ihn als Verfasser der Helvetia in Verdacht hatte, er urtheile von einem nicht ganz unbefangenen Standpunkte aus. Seit ich jedoch die Sache reiflicher erwogen habe, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß, wenn man die Rahmen etwas weiter spanne, der Gedanke ein vortrefflicher sei. Bei etwelcher Rundschau im verfügbaren Material habe ich mich des Fernern überzeugt, daß sich derselbe auch ausführen läßt. Ich erlaube mir nun vorerst anzudeuten, wie ich mir ein solches Lesebuch denke, um dann über die Möglichkeit und die Wünschbarkeit desselben einige Bemerkungen zu machen.

Ich stelle mir ein Lesebuch vor etwa in dem Umfange und für dieselben Stufen bestimmt wie das von Dr. Georg in Basel; ein Lesebuch welches, gleich wie jenes, mit ganz leichten Erzählungen und Beschreibungen beginnend nach und nach zu Stücken überginge, die nach Form und Inhalt größere Schwierigkeiten böten; das man zu brauchen anfangen könnte, sobald der Schüler das regelmäßige Verb absolvirt hätte, und das ihm im zweiten, vielleicht auch im dritten Kurse als ausschließliches Lesebuch dienen würde. Der Bequemlichkeit wegen ließe es sich übrigens in zwei Abtheilungen zerlegen. Anfänglich wären die Stücke nicht nur in jeder Hinsicht einfach, sondern es stünden an der Spitze derselben alle nicht ganz gewöhnlichen Wörter und alle Formen, womit die Grammatik den Anfänger noch nicht bekannt gemacht hat. Weiterhin würde bloß die Uebersetzung der schwierigern Vokabeln am Fuße der Seite angegeben und durch Ziffern im Texte darauf verwiesen. Gleich von

Anfang an fänden am Schlusse jedes Stückes einige höchst einfache franz. Fragen über den Inhalt des Stückes Platz. Nach und nach nähmen diese Fragen eine etwas ungezwungenere Form an, um gegen das Ende hin sich ganz frei zu bewegen und nicht bloß mehr auf den Inhalt des vorliegenden Stoffes sich zu beziehen; mit andern Worten, es würden dieselben die Gestalt eigentlicher Anleitungen zu Sprechübungen annehmen, bei denen der vorliegende Text die Grundlage bilden würde. So viel über die Form. Was nun den Stoff betrifft, so möchte ich allerdings die Schweizergeschichte in den Vordergrund stellen, die andern Zweige der franz. Schweizerliteratur, die Anekdote, die Erzählung, die Naturschilderung, die Kulturgeschichte nicht ausgeschlossen wissen. Ueber das Warum brauche ich wohl nicht viel Worte zu verlieren: einerseits wird durch die Aufnahme verschiedener Gattungen ein Lesebuch, wie ich es anstrebe, eher möglich, anderseits wird es vielseitiger, sprachlich reicher, für Lehrer und Schüler anziehender und zu Sprechübungen weit geeigneter.

Ob ein solches Lesebuch möglich sei? ob wünschbar?

Der ganze südwestliche Theil unseres Vaterlandes redet französisch und hat seit Jahrhunderten, namentlich aber in der Neuzeit, in der franz. Literatur einen ehrenvollen Rang eingenommen. Vor allen aus hat Genf, besonders seit der Reformation, den Ruf gehabt, eine der Städte Europa's zu sein, wo die Wissenschaften und die Künste mit eben so viel Eifer als Erfolg gepflegt wurden. Wenn Lausanne, Neuenburg, Freiburg und Sitten auf dem Felde der Literatur und der Kunst nicht in demselben Grade sich ausgezeichnet haben, so können doch alle, namentlich Lausanne, sich rühmen, einzelne Schriftsteller besessen zu haben, welche ihrem Vaterlande zur Ehre gereichen und ohne Bedenken neben die großen Namen Frankreichs und anderer Länder gestellt werden dürfen. Sollte es also nicht möglich sein, aus den zahlreichen und verschiedenartigen Werken dieser schweizerischen Autoren ein kleines Lesebuch zusammenzustellen?

Da es sich übrigens auf dieser Stufe eigentlich weder um Literatur noch um Wissenschaft handeln kann, so steht der Auswahl ein viel weiteres Feld offen. Für Anfänger wird man sogar in untergeordneten Schriftstellern noch eher etwas Passendes finden, als in jenen, welche ihren Ruhm durch den Reichthum und die Tiefe ihrer Gedanken, sowie durch die Schönheit und vollendet künstlerische Form ihrer Sprache begründet haben. Ueberdieß möchte ich die ausländische Literatur, insofern sie schweizerische Gegenstände behandelt, nicht ausgeschlossen wissen. Es läßt sich daraus Manches schöpfen, was gerade deßwegen, weil es von einem Fremden herrührt, dem Schweizer besonderes Interesse gewähren, und besondern Reiz für ihn haben kann. Zwar sind unter den vielen Tausenden von Fremden, die alljährlich die schöne Schweiz besuchen, um Land, Volk und Institutionen zum Gegenstand ihrer Betrachtung und ihrer

schriftstellerischen Thätigkeit zu machen, verhältnißmäßig sehr wenige Franzosen, weil diese zu sehr von sich selber eingenommen sind, um andere Länder und Völker gerne weder viel zu besuchen noch weniger sie zu studiren. Dennoch ist die Zahl der in französischer Sprache über die Schweiz geschriebenen Werke nicht unbedeutend, um so mehr, da etwa auch Nichtfranzosen, wie in jüngster Zeit die walachische Gräfin Dora d'Istria, sich des Französischen bedienen, um ihren Werken größere Verbreitung zu sichern. Die größte Schwierigkeit läge also wohl keineswegs im Mangel an Material, sondern in der rechten Auswahl desselben, namentlich für die ersten 20—30 Seiten, wo es sich darum handeln muß, dem Schüler etwas zu bieten, das wirklichen Gehalt besitzt, ohne allzugroße Anforderungen an ihn zu stellen.

Gegen die Wünschbarkeit eines solchen Buches wird man zweifelsohne die Einwendung machen, es entspreche dem Zwecke nicht, den ein franz. Lesebuch nächst der praktischen Verwendung des Französischen zum Lesen, Sprechen und Schreiben noch zu erreichen suchen soll, nämlich mit dem französischen Volke, seinem Lande und seiner Literatur bekannt zu machen.

Darauf antworten wir, daß es uns Schweizern doch sicherlich viel näher liegt und auch besser ansteht, statt mit den Franzosen Frankreichs uns so viel abzugeben und abzuplagen, die Franzosen der Schweiz etwas näher kennen zu lernen; den praktischen, soeben berührten Zweck erreichen wir eben so sicher und wenn wir von franz. Königen und Kaisern und Revolutionen und Kriegen aller Art dabei nicht viel erfahren, so hoffe ich, das was über die Geschichte, die Kultur und die Natur unseres Landes, speziell des französisch sprechenden Theils, dabei gelernt werden kann, wiege jenes zum wenigsten auf. Und wenn man trotz alledem von Literatur reden will, warum sollten wir denn dazu gezwungen sein, nur die Koryphäen der Literatur Frankreichs kennen zu lernen, und von den Schriftstellern unseres eigenen Landes gar keine Notiz zu nehmen, oder nur so im Vorbeigehen ihrer zu erwähnen? Uebrigens, seien wir offen, und gestehen wir, daß, wie oben schon erwähnt, es sich auf dieser Stufe um Literatur überhaupt nicht handeln kann. Man baut nicht bevor man Steine nebst allem Nöthigen hat und der Plan entworfen und gereift ist. Literatur im bescheidensten Maße und der bescheidensten Art ist erst möglich, wenn die Sprache einigermaßen in der Gewalt des Schülers liegt, und davon kann in den ersten zwei bis drei Jahren kaum die Rede sein (mittelst der Luzerner Sprachbriefe geht es freilich viel schneller, wahrscheinlich weil der Lehrer dabei überflüssig ist). Es handelt sich auf den untern Stufen nicht um franz. Literatur, sondern lediglich um franz. Sprache. Man gebe also dem Schüler gutes, ächtes Französisch, gleichviel ob von einem Franzosen oder Schweizer, einem Juden oder Heiden, und er wird den Hauptzweck erreichen, mit der franz. Sprache bekannt zu werden. Wenn sich aber Nebenzwecke von Wichtig-

keit damit verbinden lassen, ist es nicht unsere Pflicht, dieselben zu verfolgen? Für Schweizer aber könnte ich mir in Wahrheit keinen wichtigern, und zugleich für den Unterricht vortheilhaftern und lohnendern denken, als den, mit unserm Vaterlande und speziell mit der franz. Schweiz uns zu befreunden, mit unsern Brüdern am Leman und am Neuenburger See schon in der Schule eine Bekanntschaft anzubahnen, die früher oder später im öffentlichen oder Privatleben nothwendigerweise gemacht werden muß.

Freilich, diejenigen, welche nur das für ächt französisch halten was direkt von Paris kommt, mögen etwelche Zweifel über die Reinheit und Korrektheit des Schweizerfranzösisch hegen. Da sie aber hoffentlich nicht königlicher sein wollen als der König, so wird die Thatsache sie zu beruhigen im Stande sein, daß in Paris selber es bis jetzt noch Niemandem eingefallen ist, das Französisch der J. J. Rousseau, der Vinet, der Monnard, der Porchat ꝛc., aller der wissenschaftlichen Schriftsteller nicht zu gedenken, weniger gut zu finden, als dasjenige der in Frankreich, ja sogar in Paris gebornen und erzogenen Schriftsteller. Ueberdieß ist es eine anerkannte Thatsache, daß das gros der Bevölkerung von Genf, Lausanne und Neuenburg ein korrekteres Französisch redet, vielleicht sogar ein schöneres als die Masse der Einwohner der Hauptstadt an der Seine.

Schließlich mache ich noch auf einen Punkt aufmerksam, der bei einem Lesebuch von größter Wichtigkeit ist.

Ich bin der Ansicht, und habe dieß in meinem Lehrgang der franz. Sprache zu verwirklichen gesucht, es sollen alle Lehrbücher, so weit es mit ihrer Natur verträglich ist, auch innern Gehalt haben, nicht bloß den Zweck haben, den Schüler für das spezifisch Fachliche zu dressiren, sondern auch ihn geistig zu bereichern, moralisch zu heben. Bei einem Lesebuch ist das leichter und auch nothwendiger, als bei irgend einem andern. Für einen zwölf- bis dreizehnjährigen Schweizer kann ich mir aber in Wahrheit Nichts denken, das ihm so nahe läge, wofür er sich am meisten interessiren und wo er am meisten lernen könnte als die Geschichte, die Natur und die Sitten seines Geburtslandes. Frankreich und die andern Länder liegen ihm noch zu fern, er hat noch nicht Erfahrung, geschichtliche und geographische Welt- und Menschenkenntnisse genug, um sich in solche Stoffe hineinarbeiten und Geschmack daran finden zu können. Und dann frage ich: welches Land wäre im Stande zu so verschiedenartigen Naturschilderungen Anlaß zu geben wie die Schweiz? wo könnte man in einem so kleinen Raume so mannigfaltige nationale und kulturhistorische Erscheinungen und Merkwürdigkeiten finden? welche Geschichte wäre geeigneter den jungen Menschen zum Republikaner heranzubilden, ihm die Abwege zu zeigen, welche den Staat ins Verderben führen, die Gefahren zu schildern, welche von Innen und von Außen unserer Unabhängigkeit drohen,

ihn den Werth unseres größten Kleinods der Freiheit kennen zu lernen, und ihn zu der Ueberzeugung zu bringen, daß, um sie zu erhalten und zu vertheidigen, kein Opfer zu groß, kein Leben zu theuer ist?

Ein Beispiel wird namentlich das zuletzt Gesagte am besten beweisen. Ich nehme es aus einem Schriftsteller Frankreichs. Es ist der Schluß einer Beschreibung der Schlacht bei St. Jakob an der Birs von Emile Souvestre, einem der reinsten und edelsten Charaktere der neuesten französischen Literatur:

Un monument gothique, élevé à la mémoire de ceux qui sont morts en défendant le sol de la patrie, s'élève de nos jours sur la butte St. Jacques, et le vin qui se récolte aux environs, s'appelle encore sang suisse. Ah! je l'avouerai, en passant devant ce clocheton funèbre, je me suis senti saisi d'un respect muet. J'avais en effet sous les yeux les Thermopyles d'une autre Grèce. Ceux qui dormaient sous mes pieds, n'avaient pas seulement sauvé par leur courage l'indépendance de leur patrie, ils avaient donné au monde un exemple qui devait être imité. Si les ennemis qu' ils combattirent étaient nos aïeux par le sang, ils furent, eux, nos frères par la pensée, car ils moururent pour la cause que nous défendons depuis un demi-siècle. Pâtres glorieux! votre sacrifice ne profita pas seulement à la Suisse, mais à nous tous! Le sang qui coule pour une grande idée, en quelque lieu que ce soit, est comme celui du Christ: il arrose et féconde toute la terre. Ce fut le principe populaire, le droit de se faire libre et d'être chez soi, que les Suisses défendirent à St. Jacques. Les Suisses moururent, mais le principe vainquit. Les peuples apprirent ainsi que la volonté pouvait tenir lieu de tout le reste: que l'important n'était ni de vivre, ni même de vaincre, mais de combattre pendant qu' on était debout, de combattre blessé, de combattre encore à terre, afin de conquérir son droit, même en succombant. Ils apprirent surtout quelle était la force de la concorde et du dévouement, ces deux bases de toute liberté. De telles leçons ne sauraient être trop souvent rappelées à ceux qui les reçurent et à ceux qui les donnèrent.

Kann wohl die Schilderung einer Schlacht, welche einen Fremden, einen Franzosen, einen Nachkommen der Sieger bei St. Jakob zu einem solchen Schluß führt, zu solchen Gefühlen begeistert, ihre Wirkung auf das junge Schweizerherz verfehlen? Wird er nicht zugleich die Dornen des Sprachstudiums weniger fühlen, das Französische schneller lieb gewinnen und sich aneignen, wenn solcher Stoff ihm geboten wird?

Gewiß, ein Lesebuch wie ich es in dem Gesagten zu beschreiben gesucht habe, hat seine Berechtigung und seinen unläugbaren Vortheil. Daß es möglich

ist, etwas Rechtes dieser Art herzustellen, davon habe ich mich bei etwelcher Rundschau über das verfügbare Material vollständig überzeugt. Hätte ich die Ueberzeugung, daß unseren Schulen ein wesentlicher Dienst damit geleistet werden könnte, so würde ich weder Zeit noch Mühe scheuen, ein Werk auszuführen, das ich nicht umhin kann, als ein patriotisches zu betrachten. Die Arbeit ist aber weder kurz noch so ganz leicht, so daß, um sie auszuführen von Seite meiner Amtsbrüder und einsichtiger Schulfreunde nicht bloß Aufmunterung, sondern auch etwelche Unterstützung nothwendig wäre.

Wie kann die Schule auf die häusliche Erziehung einwirken.

(Aus dem glarnerischen Kantonallehrerverein.*)

Man zählt zu den Bedingungen, die ein gedeihliches Familienleben voraussetzen lassen, unter andern auch den Ackerbau und vergißt dabei nicht, die ackerbautreibenden Völker der Urzeit als Muster zu erwähnen. „Auch in unserm Ländchen Glarus war es bis zum Anfang der 30er Jahre so. Da aber, als die Industrie mit mächtigen Schwingen zu einer vorher nie geahnten Größe sich erhob, da wurde es anders: Das vorher so bescheidene Familienleben nahm mancherorts eine ganz andere Gestalt an; die Familienbande fingen an, hie und da locker zu werden, und mancher brave Hausvater verlor an Ansehen und Autorität weit mehr, als die goldene Zeit ihm Verdienst einbrachte. Kurz, es wird mit Recht behauptet, die Fabriken und Maschinen seien nothwendige Uebel."

Das ist so ungefähr das Geschrei der modernen Klageweiber, die vor sich nichts als unübersteigbare Berge, hinter sich Tod und Schrecken wittern und keinen Muth mehr haben, das tobende Ungeheuer thatkräftig anzugreifen. Es ist dieses Geschrei Mode geworden, und, wer nur recht schreien kann, der darf sich jedenfalls noch zu den Bessern im Lande zählen.

---

*) Am 18. September 1860 verhandelte die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft zu Glarus über den Werth der neuen Volksschule und der Referent, Herr Pfarrer Becker von Linthal, deckte die Gebrechen der Haus- und Schulerziehung schonungslos auf. Am 24. Oktober versammelte sich der glarnerische Kantonallehrerverein und verhandelte über die Frage: „Wie kann die Schule auf die häusliche Erziehung einwirken?" Es konnte nicht fehlen, daß hier die Angriffe des Herrn Becker ebenfalls zur Sprache kamen, indem die glarnerischen Lehrer, zum Theil unter dem Inspectionsscepter des Herrn Becker stehend, annehmen mußten, er habe manches seiner Bilder nach naheliegendem Original gezeichnet. Herr Becker war anwesend und sprach namentlich seine Freude über die frische Arbeit aus, welche wir hier mittheilen. Sie bildet eine naturgemäße Ergänzung des Becker'schen Referates und der Discussion in der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft. Vgl. 6. Jahrg., S. 97—116, (4. Heft).

Allerdings ist der Ackerbau die natürlichste und auch die älteste Beschäftigung und gewährt manche herrliche Vorzüge, die jede andere Berufsart entbehrt; aber daß es gewißlich nicht Gottes Wille sein kann, daß alle unsre Buben Bauern werden, dafür spricht die ungeheure Wassermasse auf unsrer Erde und die theilweis so starke Bevölkerung des verhältnißmäßig kleinen Festlandes. Des Menschen Bestimmung ist es, die Erde zu bewohnen und die Natur unter seine Botmäßigkeit zu bringen; unsre Maschinen, Eisenbahnen, Telegraphen ꝛc. liefern den herrlichsten Beweis, daß auch die neueste Zeit, ja daß gerade sie jenen an die Menschheit gelangten Befehl verstehe. Gebet unserm Volk Religion; den Fabrikherren nehmet 3 Prozent Egoismus und ersetzet sie mit einem einzigen Quintchen christlicher Gemeinnützigkeit, und was gilt's, die Fabriken sind keine nothwendigen Uebel mehr!

In den Niederlanden sind sie Musterstätten der Religion; auch in Basel kenne ich eine, in welcher einige 100 Kinder ihr Brot und ihren Unterricht empfangen und dabei noch an Sittsamkeit und Ordnung gewöhnt werden, ohne daß die Fabrikanten verarmten. Ja, was sage ich von verarmen; ich lebe der festen Ueberzeugung, daß sie auf eine andere Weise nicht so gut fahren würden; denn gewiß, auch hier kann man sagen: „An Gottes Segen ist Alles gelegen."

Wo es aber einem christlichen Volke an Religion fehlt, da dürfen wir getrost nicht blos bei der Schule, welche pflanzt, sondern auch bei der Kirche, die das Gepflanzte begießt, anklopfen und sagen: diesen Mängeln zu steuern, ist deine Pflicht, und daß sie vorhanden sind ist auch deine Schuld. Oder sollten die, welche im Schatten junger Gartenbäume lieber eine angenehme Geschichte lesen, als eine wackere Predigt studiren, die, welche sich nicht selten mehr bemühen, ihren Dorfschulmeister unter dem Daumen zu halten, als einem Kranken oder Sterbenden Trost zu spenden, sollten die schuld- und fehlerfrei von dannen gehen?

Wollen wir nur einen einzigen Rückblick wagen auf die hinter uns liegende Zeit, und weder Kirche noch Schule wird ihre Hände rein waschen und sagen können: Ich bin unschuldig. Oder wovon soll der Streit zwischen beiden Zeugniß ablegen, wenn nicht von innerer Untüchtigkeit und Faulheit? Draußen liegt der Feind und untergräbt unser Wohl, unsre Freiheit, unser Höchstes und drinnen lähmt man durch innern Streit und Hader die Kräfte.

Die Kirche tadelt ihre Tochter, die Schule, wie sie so anmaßend und so ungezogen sei und ihr so wenig Ehre mache, und giebt gerade dadurch zu erkennen, wie mangelhaft sie dieselbe erzogen habe, wie unzureichend ihre erzieherischen Kräfte gerade an ihr sich erwiesen. Die Schule dagegen, nun groß geworden, will mit aller Gewalt der Vormundschaft ihrer Mutter sich entledigen; sie hat ihre Augen ihrem Liebhaber, dem Staate zugewandt, mit dem sie fortan lebend, eignen Rauch und Herd führen will. Da kann ihr auch Niemand Un-

gerechtigkeit und Unbill zur Last legen, daß sie solches thut; aber vergessen sollte sie doch nie, daß sie ihre Mutter ehren sollte, damit es ihr wohl ginge auf Erden.

Die Schule ist die Tochter der Kirche, und mit ihrer Geburt war auch schon die Trennung zwischen ihr und der Mutter vollzogen. Kirche und Schule sind 2 geistige Wesen, von denen jedes seinen eigenen Anfang und Entwicklungsgang hat; aber diese 2 Wesen kennen nur ein Streben, ein Ziel. Die Kirchenuhr hat ihren Zeiger und die Schuluhr den ihren; aber beide zeigen nur dann richtig, wenn sie das Gleiche zeigen, damit die Schule nach der Kirche, die Kirche nach der Schule sich richte und zeitlich und ewig glücklich werde; und deßhalb sage ich mit Herrn Landammann Keller: „Es ist Unsinn, es ist Thorheit, getrennt das erreichen zu wollen, was doch nur in einträchtigem Zusammenwirken zu erreichen ist.“ Daß doch die guten Fabriken, die Wohlthäter des Landes, den ganzen Elendsbrei ausfressen sollten, die unschuldigen Fabriken! als wenn in andern Kantonen, wo man von solchen nichts weiß, der Himmel schon auf Erden und nur das industrielle Glarnerländchen ein Opfer des Verderbens wäre!

Wie breit, wie großthuerisch stellen wir uns doch hin und nennen uns Seele der Schule, oder lassen uns so nennen, wenn dieselbe glänzt, wenn man sie rühmt; wenn aber gescholten und getadelt wird, will Niemand eine Seele mehr sein; da ist Hans oben und Heiri unten im Dorf schuld, nur wir nicht; da können die Kinder zu wenig lang die Schule besuchen; die Schulgesetze taugen nichts, das System ist nichts nütze ꝛc. Daß wir doch nicht lange mehr so blind in der Luft herumtappen und den Seelenkranken am großen Zehen curiren wollten, sondern an der Seele, und die, Lehrerschaft und Geistlichkeit, die bist du!

Eintracht zwischen der Geistlichkeit und Lehrerschaft, das ist das Allererste und Allernothwendigste, das wir zu suchen und zu erringen haben. Von dieser Seite her allein werden wir uns nachhaltige Hülfe versprechen dürfen; denn von unten herauf wird ein Volk verbessert; von unten herauf regen sich alle Leben bringenden Naturkräfte und sind im Stande, die schon im Absterben begriffene Pflanze auf's Neue grünen und blühen zu machen; von unten herauf soll durch die Schule gepflanzt und von oben herab durch die Kirche begossen werden, und Gott wird das Gedeihen geben. Und wenn mich der Eine oder Andere vielleicht spöttelnd fragen sollte, ob ich denn wirklich von dieser Seite her so viel erwarte, so wollte ich ihm antworten: Probiret's einmal! Fraget und zaudert nicht länger; denn der Feind ist in's Mark des Landes eingedrungen, und da steht dem ächten Patrioten, der so viel von Muth und Vaterlandsliebe zu sagen und so herrliche Vaterlandslieder zu singen weiß, das Fragen und Zaudern übel.

Probirt's einmal, würde ich ihm sagen; denn einer Mannschaft, so jung und thatendurstig wie wir, einer Mannschaft, die solcherlei Feinde abzuwehren vom Lande angestellt ist, steht das Hände reiben, das nach Hülfe fragen und lugen, während dem der Feind schon lange senget, mordet und brennt, übel. Man denke sich einmal das ganze Land mit seiner Prediger- und Lehrerzahl, was die ausrichten könnten, wenn nur ein Winkelried sich fände, der eine Gasse machte, und alle übrigen ihm nachhieben und drauf los hieben, als wenn's Ernst gält! Gewiß, wenn wir Kleintrompeter und Tambouren unser Möglichstes thun, dürfen auch die großen Paukenschläger und Baßtrompeter, die welche an ihrer Geldbeutelschnur die ganze Welt gefangen führen, auch nicht dahinten bleiben; und noch mancher wackere Patriot wird dem Zuge sich anschließen, und wenn auch nicht durch Schwert- und Hallebardenhiebe doch durch Steinschleudern und dergleichen dem Feinde Abbruch thun. Daß nun einmal das Hagelwetter in unsre Küche geschlagen, ist Zeichen genug, daß wir den Vortrab bilden und angreifen müssen.

Wenn's denn nun in Zukunft unter dem Banner der Eintracht heißen wird: In Reih' und Glied aufmarschirt, so lasset uns im Weitern von den Waffengattungen reden, deren wir uns zu bedienen haben. Die erste ist:

Das Wort.

Wir könnten da nun recht weitläufig mit diesem „Worte" verfahren und es eintheilen in ein Wort der Lehre, der Strafe, der Ermahnung, in ein Wort innerhalb und außerhalb der Kirche nnd Schule. Wir wollen uns aber ganz nur auf das Wort der Lehre, auf den Unterricht in der Schule beschränken, und so kurz als möglich zeigen, wie dieses Wort beschaffen sein möchte, wenn die Schule segenbringend auf das Haus rückwirken soll.

Wenn an irgend einem Orte in Deutschland Revolutionen ausbrechen, so ist es nicht selten, daß man hievon dem republikanischen Nachbarlande, der Schweiz, ohne Grund die Ursache beimißt; und wenn zur Zeit der ersten Christen Feuer ausbrach oder die Pest wüthete oder theure Zeiten eintraten ꝛc., so mußten es die unschuldigen Christen entgelten. Eine ähnliche Stelle, möchte es oft scheinen, nehme in unsern Tagen die Schule ein. Wenn da oder dort ein Bub oder Maitli weiß, was es nicht wissen sollte, ist die Schule schuld. Dem Einen arbeitet sie zu viel für den Himmel, dem andern für die Erde. Der Eine wollte lieber, der Lehrer schliefe in den Stunden und der Andere meint, er habe es, trotz allem Aerger und Verdruß, den er schlucken muß, viel zu gut ꝛc.

Diesen verschiedenen Meinungen und Forderungen, die oft in pädagogischen oder andern Zeitschriften sich zahlreich und unbescheiden genug vorfinden, leistet die Schule ein viel zu geneigtes Ohr. Hierin sollte sie viel charakterfester, viel selbständiger sich benehmen. Oder was hat uns denn jeder Marktschreier, jede Bändelkrämerin in unsre Sache zu schwatzen und

vorzuschreiben, was wir zu thun haben? Daß doch unsre Schule fein zu Hause bliebe, sich selbst mehr und die Zeit mit ihren gesteigerten Verhältnissen weniger im Auge hätte! denn dadurch ist sie im Begriff, eine große Sünderin zu werden; sie ist im Begriff, jene Forderungen und Wünsche der Zeit als ihr Ziel und die Kinder als Mittel, zu diesem Ziele zu gelangen, zu betrachten, und damit begeht sie eine Sünde, die sich rächen wird und rächen muß. Oder, werthe Collegen, was ist unser Treiben und Jagen das ganze, liebe, lange Jahr durch sehr oft anders, als ein Jagen nach schönen Resultaten? und jemehr wir dieses Treiben und Jagen verstehen, desto sicherer wird man sich am Examen über unsere Leistungen verwundern. Solches, meine Herren, solches ist dem bloßen Lehrer, aber dem Erzieher nicht möglich, und deßhalb macht man der neuen Schule mit Recht den Vorwurf, sie lehre bloß und erziehe nicht, sie halte zu viel auf's bloße Wissen und zu wenig auf Ueberzeugung, auf Willens- und Charakterfestigkeit. Herr Landammann Keller dürfte hier zwar einwenden, einer paar Schulhäuschen wegen, in die das Wetter geschlagen, dürfe man nicht die ganze Schule verdammen; stellte aber, möchte ich ihm entgegnen, die Schule das Ziel nicht so hoch, so dürfte vielleicht das Wetter weniger in die Schulhäuser schlagen.

Eine andere Klage, die wir selbst untereinander so tief empfunden führen, ist die: Unsre Kinder nehmen so wenig Eifer, so wenig Fortbildungstrieb aus der Schule mit. Als Hauptgrund hievon wird man fast durchweg den zu frühen Schuleintritt und die zu vielen Schulstunden angeben hören, und das gewiß mit Recht. Ich bin jedoch nicht geneigt, dieses als die einzige, nicht einmal als die Hauptursache anzusehen, sondern bin vielmehr der Meinung, jene geistige Laxheit, jenes oft bis zum Aberwillen gesteigerte Sattsein habe seinen Hauptgrund wie noch manches andere Schulübel in dem grenzenlosen, durcheinander gewürfelten Vielerlei des Lehrstoffes. Gewiß, wenn unsre Kinder in den Magen hinein lernten, so würde in unsern Schulen alle Tage erbrochen, daß neben dem Schullehrer auch noch eine obligatorische Aufputzmagd gehalten werden müßte. Wären unsre geistigen Augen nicht von der Leiblichkeit umhüllt, so könnten wir vielleicht nicht selten ganze Haufen erbrochene Geographie, Natur- und Weltgeschichte auf unserm Schulboden liegen sehen, oder wo sollten wir die Massen Vergessenes, über die wir uns so oft beklagen, schicklicher hindenken als unter die Schulbänke? Wenn wir unsre Kinder nicht zu vollstopften, sondern nach den Gesetzen der Natur ihnen gäben, was des Geistes Nothdurft wäre, so würden sie bis zu ihrem Schulaustritt den Appetit nicht verlieren. Lehret sie weniger, aber so, daß sie an diesem Wenigen Genuß finden lernen, und sie werden, gleich Bienen, bei demselben Blümchen immer wieder

neu anklopfen und ihren süßen Nutzen herauszufinden wissen. So ist z. B. das einfältige Lesen ein solches Fach, das, wo es im wahren Sinne des Wortes gelehrt, zur Meisterschaft gebracht würde, im Stande ist unsre Kinder, der Schule entwachsen, in den herrlichen Tempel der Natur, in das Gebiet der Geschichte, der Geographie ꝛc. einzuführen. So lange aber unsre Jugend gerade hierin nicht noch viel größere Fortschritte macht, so lange ein großer Theil unsrer Kinder bloß mechanisch richtig lesen lernt, so lange erwartet auch keinen Fortbildungstrieb. Es ist nun einmal das unumstößliche Entwicklungsgesetz des menschlichen Geistes, durch die Erfahrung tausendfach bestätiget, daß die Beschäftigung mit wenigen Fächern, welche von den verschiedensten Standpunkten aus behandelt werden, den Geist kräftige, während dagegen viele neben einander getriebene Lehrfächer zur Verflachung desselben beitragen, die Sammlung der inneren Kräfte stören, der Vertiefung und Erstarkung und damit der wirklichen Bildung, die zur sichern Selbstständigkeit führt, entgegenarbeiten.

Endlich wirft man unsrer Schule vor, sie hole den Stoff zu weit her und arbeite dem Leben nicht vor. Wenn ich mit keinem dieser angeführten Vorwürfe einverstanden wäre, so wäre ich's doch mit diesem. Nehmet, meine Herren Collegen, nur unsre Lesebücher zur Hand; prüfet und vergleichet sie mit der jedesmaligen Enwicklungsstufe der Kinder, für die sie berechnet sind; prüfet, ob sie dem Anschauungs- und Erfahrungskreis, dem Leben der Kinder entnommen seien! — Gebet dem Kind ein Lesebuch in die Hand, in dem es seine Umgebung, seinen Himmel, seine Erde (ich sage mit Wohlbedacht seinen Himmel und seine Erde) und sich selbst findet, ein Lesebuch, das weniger von Fremdem und Zukünftigem, als vielmehr von Bekanntem und Gegenwärtigem redet. Unsre Lesebücher haben alle die Zukunft, den vollendeten Schüler zu viel, den gegenwärtigen, schwachen und unentwickelten zu wenig im Auge, sie haben es, kurz und gut, zu viel mit Abstractem zu thun.

„Unsre Schule hat das Selbstbewußtsein, das Centrum verloren, hörte ich letzthin sagen; sie weiß bald nicht mehr, daß sie eine Schule ist, die es mit Kindern zu thun hat, welche bloß 5½—6 Jahre die Schule besuchen können, und deshalb weiß sie auch nicht mehr, was eigentlich noth thut." Wir müssen, werthe Collegen, wieder ein Centrum haben, auf das wir, trotz aller Verirrungen, die in Auswahl des Lehrstoffes wenigstens vorkommen können, immer wieder zurückkommen müssen, ein Centrum, bestehend aus dem Nothwendigsten, nämlich Religion, Schreiben, Rechnen und Lesen.

Um aber dieses Nothwendige nicht bloß mechanisch, sondern im Geist und in der Wahrheit lehren zu können, so müssen wir auch aus dem Gebiete des Nützlichen das Nützlichste herbeiziehen. Dieses Nothwendige und Nützliche aber müssen wir in einem gutgeordneten Lesebuch unsern Kindern vorlegen können,

so, daß sie hierin finden und wir ihnen hieraus geben können — Alles, was sie brauchen und was von 12jährigen Kindern zu verlangen ist.

Auf diese Art, meinte ich, wollte auch Herr Pfarrer Becker, der uns in seinem Referate zum Lehrmeister und zur Ofenbank der alten Schule hinwies, verstanden sein; daß man ihn aber nicht verstehen wollte, bewies die Diskussion; doch, so viel ich verstehen konnte, sprach sich auch Herr Landammann Keller nicht ungeneigt gegen ein derartiges Lesebuch oder Commentar, wie er es nannte, aus. Aus diesen Klagen heraus hören wir unsre Schulmänner hie und da rufen: daß man von der Schule zu viel erwartete und in diesen Erwartungen so bitter getäuscht werde, daran habe die Schule keine Schuld. Werthe Collegen, soll ich Euch etwas Neues sagen? Man hat von der neuen Schule nicht zu viel erwartet, sondern sie hat nicht gewußt, was sie zu leisten im Stande sei, sie hatte ein Räuschchen und versprach zu viel. Ich war noch ein 8jähriger Bube, aber ich mag mich jener Zeit noch erinnern, als wenn es heute Morgen gewesen wäre, als die ersten Auflagen Schaffhauser-Seminaristen, die Träger der neuen Sitte, die Bildner des Volks herauskamen.

Bald, hieß es da, werde jeder 7jährige Bube gescheidter sein als jetzt der 40—50jährige Bauer. Es leben noch jetzt alte Schulmeister, die für 50 fl. 25 und noch mehr Jahre im Schweiße des Angesichtes ihr Schulbrod aßen, die Kinder rechnen, schreiben und lesen lehrten; die mußten weg, die alten Karren taugten nichts mehr. Es ging aber kaum 2—3 Jahre und die jungen Seminaristen mußten schon bei der Schulbehörde Klage führen über die Zügellosigkeit ihrer Kinder, sie könnten dieselben nicht mehr bemeistern. Natürlich, als sich die Schule so breit machte, so viel zu leisten versprach, und so viele Kosten verursachte, hieß es in gar vielen Familien: Unsre Sache ist nun gethan, und mit den Schulen sind leider auch die Familien anders geworden. Ob es aber in Zukunft mit unserm Unterrichtswesen anders werde oder beim Alten bleibe, so wollen wir doch in keinem Falle vergessen, daß, was von Herzen komme, auch wieder zu Herzen gehe. Ein Wort, das aus dem Herzen kommt, ist Ueberzeugung und muß, weil es zu Herzen geht, wieder Ueberzeugung wirken; es muß auf den Willen und Charakter des Menschen seinen Einfluß ausüben; mehr Ueberzeugung, mehr Charakterfestigkeit aber, das sind eben die Faktoren, die unserm jungen Volke, unsern Familien immer mehr zu fehlen scheinen. Man hat in unsrer Zeit zu großen Werth auf das grenzenlos viele Vor- und Nachschwatzen in der Schule gelegt. Hat man auch damit erreicht, was man zu erreichen hoffte? Hat auch unter uns Collegen allen nur ein einziger einem einzigen seiner Schüler die Sprache geben mögen? Das Kind bringt die Sprache mit auf die Welt, und du brauchst sie nur zu regeln, zu formen; du brauchst dieses oft so wilde Roß nur zu bändigen und es geht ganz sachte seinen Weg. Einem Buben, der schon in seinem 5. Jahr alle

Donnerwetter vom Himmel beschwor, „Cheiben“ und „Chogen“ austheilte, solltest du in seinem 7. Jahr erst die Sprache noch geben müssen?

Die menschlichen Kräfte, auch die geistigen, sind elastisch; sie wachsen und nehmen ab. Die des Kindes sind es noch nicht in dem Grade wie die des Erwachsenen. Demungeachtet hat man in der neuern Zeit den ganzen, lieben, langen Tag drauf los geschwatzt, bis selbst der Lehrer oft matt und müde in seinen Sessel zurücksank. Nun frage ich aber: Wo kann da noch von einem aus dem Herzen kommenden Worte, von einer Ueberzeugung wirkenden Ueberzeugung die Rede sein?

Ich sage nicht, daß die Charakterlosigkeit unserer Zeit in der Schule ihren Grund und Boden habe; aber daß die Schule nicht schuldlos sei und mehr auf den Charakter wirken könnte und sollte, das glaube ich behaupten zu dürfen.

Die Alten hatten einander auch noch etwas in die Hände zu drücken; aber in unsrer wassersüchtigen Zeit will jeder Gedanke, der nur von Originalität träumt, wenn nicht auf den Telegraphendrähten spaziren reiten, doch in allen Buchhandlungen sich wund liegen.

Wenn die Alten ein Wort hatten, so hatten sie auch einen Mann; wir aber dürfen nicht selten auf einen ganzen Haufen Worte kaum einen Achtelsmann rechnen. Das machts: die Alten sprachen aus dem Herzen, die Neuen aber aus dem Kopfe.

Die zweite Waffengattung ist:

Das gute Beispiel.

Unser junges Geschlecht, selbst noch Erwachsene haben einen starken Trieb, der sie veranlaßt, an andern, besonders vorgerücktern Personen Gesehenes und Gehörtes nachzuahmen. Diesem Trieb, den wir Nachahmungstrieb heißen, haben wir es zuzuschreiben, daß wir auch ohne Worte, durch das bloße Beispiel erzieherisch auf unser junges Geschlecht einwirken können. Das gute Beispiel, wenn es nicht erkünstelt, sondern Ausfluß unsers Innern, d. h. Natur und Sache ist, ist mehr als nur Ueberzeugung, es ist Leben, als welches es, wohin es auch treffen mag, entweder vorhandenes Leben stärkt oder neues erzeugt. Es stirbt auch nicht, das gute Beispiel; das Licht, die Kraft, die ihm entströmt, pflanzt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, auf Kind und Kindeskind, um zu ähnlichem Thun oder Lassen auch diese zu entflammen. Wie geistvoll, wie beredt auch ein Mensch sein mag, so werden doch seine Worte, nur dem Gedächtniß der Nachwelt anvertraut, vergessen; aber die Heldenthat eines Winkelried würde auch ohne aufgeschrieben worden zu sein in den Herzen der Nachwelt sich immer wieder erneuern. Noch stehen unsre alten Heldenmänner, den Tod für's Vaterland nicht scheuend, vor uns und rufen uns zu: Wie wir, da es die Noth erforderte, es nicht scheuten, den politischen Boden

des Vaterlandes mit unserm Herzblute zu tränken, so scheue auch du, Pädagog oder Geistlicher, es nicht, deine Kräfte, dein ganzes Leben für das geistige Wohl deiner Brüder aufzuopfern.

Auch auf unserem Gebiete fehlt es an guten Beispielen, an mehr oder weniger hervorstehenden Persönlichkeiten nicht, deren treues Hingeben an ihren Beruf uns an Gleiches mahnt; und manches schlichte Mütterchen, das mit einem stillen Thatenleben seinen Kindern vorangehend, dieselben besser erzieht als die vornehmste Madam, die mit einem ganzen Haufen Moralpredigten und der besten Pädagogik in der Hand zu Werke geht, ruft uns zu: folge mir nach!

Man begeht in unsern Tagen hierin eine große Sünde, daß man uns Lehrer zu viel nach unserm Wissen und zu wenig nach dem, was wir eigentlich sind, taxirt, und es läßt sich die Grundrichtung unsrer Zeit auch hieraus ziemlich deutlich erkennen. Wie noch manche andere, so muß auch diese Sünde sich rächen.

Der Lehrer, ließ ich mir sagen, spiegle sich in seinen Kindern, und das eben gerade vermöge der nachhaltigen Wirkung seines Beispiels. Und wer unter uns möchte diese Behauptung verneinen? Muß nicht vielmehr Jeder denken, wenn er sich mit dem Betragen seiner Kinder, dem Aeußern seines Schulzimmers sogar vergleicht: Was ich selber bin, das finde ich hier getreulich nachgebildet?

Wie vielen Verdruß könnte sich doch der Lehrer ersparen und mit der halben Mühe wie viel segensreicher wirken, wenn sein ganzes Leben ein untadelhaftes Vorbild seinen Schülern wäre! Wie oft stehen oder sitzen wir in unserm Schulzimmer oder gehen dasselbe andern Dingen als der Schule nachsinnend auf und ab — wir sind also zerstreut. Kaum haben das unsre Kinder bemerkt (und die bemerken es bald) so sind sie es auch. Sie fangen an zu schwatzen und ihre Arbeit entweder schlecht oder gar nicht zu machen. Der überhandnehmende Lärm des Geschwätzes mag uns indeß aus unserm Traume wecken. Wir fangen an zu räsonniren über das heillose Betragen; wir durchsehen in unserm Eifer die Arbeiten und finden sie natürlich schlecht. Ohrfeigen heraus! heißt's dann, Lineale auf's Tapet! hier klatscht's und dort klatscht's. Man könnte nicht selten es sehen, wie bei solchen Gelegenheiten der aufgebrachte Lehrer seinen scheinbar gerechten Zorn nicht mehr zu bemeistern im Stande wäre, anstatt er dächte: das schlechte Beispiel, das ich gab, war schuld! Wie gerne sehen wir's doch, wenn unsre Kinder ihre Aufgaben nach ihrem besten Vermögen untadelhaft machen. Lieber wenig; aber das Wenige so gut als möglich, reden wir ihnen zu, und wir beschäftigen uns außer- und innerhalb der Schule mit allerlei Nebensachen, daß die liebe Schule bloß halb verpflegt wird. Die zu vielen Nebenarbeiten fressen unsrer Jugend manchen guten Brocken vor der Nase weg. Der Lehrer sollte ökonomisch so gestellt sein, daß er nur solcherlei und so viele Nebenarbeiten treiben müßte, als seine Gesundheit es erheischte, und was darüber ist, das ist vom Uebel. Aber auch dieses Ziel zu erreichen, giebt es nach meinem Dafürhalten keinen kürzern und sicherern Weg als die untadelhafteste Berufstreue. Wie steht's aber mit dem collegialischen Beispiel, mit dem wir Einer dem Andern vorleuchten sollten?

Die Hand auf's Herz! wer ist unter uns, dem nicht noch dies und jenes Menschliche anklebte? Ja Menschliches ist unter uns noch genug, und wollte Gott, daß es uns nur anklebte; aber hie und da mag es auch noch tief drinnen stecken. O der schmutzigen Speichelleckerei, der schändlichen Verkleinerungssucht und des großthuerischen Obendranseinwollens sollte unter uns weniger vorkommen! Diese bösen Gäste lassen ihre unlieblichen Hörner oft selbst an Vereinstagen viel zu weit hervorgucken, und der hl Niklaus von der Flüe könnte sich dann und wann ein großes Verdienst erwerben, wenn er Frieden brächte.

Aber nicht nur in der Schule, auch außerhalb derselben soll unser Vorbild leuchten; denn wir sind Volkslehrer oder sollten es doch sein, und dieses immer mehr zu werden steht uns kein vortrefflicheres Mittel zu Gebote, als das Beispiel außerhalb der Schule. Wenn andre Hansnarren mit feinen Glacehandschuhen und der Cigarre im Mund die Straße hinauf an die Landsgemeinde stolzieren, während die Frau zu Hause das Dach zerreißt, ist's damit nicht gesagt, daß wir's auch so machen müssen; wenn sie auf allen Kilbenen und Festen sich zeigen, der Frau und den Kindern das Brod vor dem Munde wegspielen, brauchen wir's nicht auch so zu machen. Ein gutes Beispiel von Seiten der Geistlichkeit und Lehrerschaft müßte auch hierin seine guten Dienste leisten. „Fang erst bei dir selber an, gleich wird's besser sein."

Die dritte Waffengattung endlich ist:

Die Zucht.

Nicht genug, daß wir unsre Jugend dermaßen abzurichten und im Zaume zu halten wissen, daß wir mit ihrem Betragen in der Schule und auf dem Wege in dieselbe vollständig zufrieden sein dürfen. Aeußerliche Sittsamkeit, Höflichkeit und Anstand, das sind allerdings Dinge, auf die wir mit unsrer Schulzucht aus allen Kräften hinsteuern müssen; machen doch diese Stücke zusammen das Kleid aus, in welchem das geistige Ich arbeitet, spazirt, in Gesellschaft sich zeigt ꝛc. Wie vielen Werth wir aber auf ein derartiges Gewand legen dürfen, entnehmen wir dem wahren Sprüchworte: „Kleider machen Leute." Dennoch aber glaube ich, unsre Zeit suche hinter dieser äußern Aeußerlichkeit zu viel und vernachlässige darob den innern Menschen. Jene gefällige Aeußerlichkeit den Schülern wie ein Säcklein anzuhängen, das ist leicht zu erreichen; vermittelst einer militärischen Dressur, consequent verfahren, ist in einigen Monaten Alles erreicht, aber man will erfahren haben, daß jene glänzenden Früchtchen gleich mit Ablauf der Dienstzeit saft- und kraftlos vom Baume fallen. Jener innere Mensch aber, der ist die Hauptsache; nur schade, daß er so per Diät behandelt sein will und allem Anschein nach in unsern Schulen ein nicht gar günstiges Clima findet. Er ist ein Tropengewächs und hält es dennoch lieber mit dem heitern Himmel, mit Sonne, Mond und Sternen, als mit dem wässerigen Niederschlage, und ich fürchte fast, daß ihm in unsern Schulen zu viel Regen und Hagel falle. Unsre Schuljahre sind leider nicht selten 60er Jahre, in welchen man jeden Sonnenblick, jeden Mondenschein und Sternenschimmer für eine große Gnade hält und dennoch 59er Wein und wohlfeiles Brod erwartet. Es dürfte deshalb nichts schaden, wenn man uns Regenwetter-Pädagogen dann und wann zuriefe: Lasset auch wieder einmal die Sonne scheinen!

Wie im Gebiete der Körperwelt von der Sonne Alles erleuchtet und erwärmt und durch dieses Licht und diese Wärme alle Enwicklung der Pflanzenwelt bedingt wird, so kann auch auf dem Gebiete der Jugenderziehung ohne die Liebe an ein natürliches Entfalten der jugendlichen Kräfte gar nicht gedacht werden.

„Ohne Liebe," sagt ein schönes Lied, „lebt man nicht."
Das ist richtig; sie macht s' Leben wichtig.
Ueber'm Lieben wird die Last
Auf dem Rücken,
Welche unsre Schwachheit fast
Möcht erdrücken,
Wie ein kleines Federchen.
Man kann fragen:
Gibt's noch was zu tragen!

Wo nicht die heißen Sonnenstrahlen den Boden austrockneten und lockerten und so für den Regen ihn empfänglich machten, da wäre es besser, es regnete

nicht; und wo wir nicht zuerst mit Liebe erwärmen und leuchten, da dürften wir mit dem Regenwetter auch zu Hause bleiben. Wenn ich jedoch bei unsrer Jugenderziehung die Liebe so hoch angeschlagen wissen will, so sage ich damit nicht, daß wir bei jeder Gelegenheit große Parade mit ihr spielen und Alles in Liebe zu erzwecken suchen sollen; nein, meine Herren, sie soll, sie muß, wenn das Gesetz der unerschütterlichsten Consequenz es begehrt, nicht vom Himmel fallen, aber doch hinter die Wolken sich verstecken oder ganz unter den Horizont des Kindes marschiren, um bald wieder aufstehend ihr Tagewerk neu zu beginnen.

Allen Vorzug verdient aber hier die aus den göttlichen Offenbarungen hervorleuchtende Gottesliebe, die eine Erde schafft, ein gefallenes Menschengeschlecht erlöst, heiligt und zu ewiger Glückseligkeit beruft. Daß diese Liebe in die Herzen der Jugend Eingang finde, damit auch sie, weil Gott sie zuerst geliebt, ihn wieder liebe und in dieser Liebe Seligkeit und Zufriedenheit auf dieser Erde schon finde, das ist ebenfalls Aufgabe des christlichen Erziehers und dürfte jenen Uebelständen am allermeisten entgegenwirken.

Wenn es aber helles Wetter ist, so steht in seiner Pracht und Majestät des Nachts unter den Sternen wandelnd auch der gute Mond am Himmel. Wie das Licht der Liebe die geistige Nacht und Kälte der Seele erleuchtet und erwärmt, so soll das Licht der Vernunft alle natürliche Dunkelheit durchdringen und den unbekanntesten, verstecktesten Dunkelheitswinkel erleuchten; in welchem Umfang, wurde bei der ersten Waffengattung, dem Worte, erwähnt.

Wenn aber am Tage die Sonne und des Nachts der Mond am Himmel steht, dann gehen auch die Sterne auf und unter; und wenn an unserm pädagogischen Himmel die Liebe angezündet ist und die Vernunft leuchtet, dann wird in unsern Kinderherzen hie und da ein Sternlein schimmern, Lichter werden aufgehen eins um's andere, bis die Nacht zum Tage wird und auch in unsre Familien, es kann nicht fehlen, die Strahlen fallen.

Und wenn denn nun, werthe Herren Collegen, im 1861er Jahr und fortan immer Sonne, Mond und Sterne auf unserm Gebiete Heil und Segen spendend also wetteifern, wenn jedes nach seiner Art und zu seiner Zeit auf- und untergehen wird; dann wird zwischen diese hellen und warmen Tage hinein ein kleines Hagel- und Regenwetter die beste Wirkung nicht versagen, und was wir pflanzen, das muß auch gedeihen und Früchte 30, 60 und 100fältig bringen.

St. Gallen. Die Reorganisation des gemeinsamen Lehrerseminars schreitet langsam, aber gründlich vorwärts. Zum Direktor wurde Herr Zuberbühler, gegenwärtig in Chur, gewählt, zum ersten Lehrer Herr Schlegel, an der Mädchenschule in St. Gallen, zum zweiten Lehrer Herr Zimmermann, bereits am Seminar thätig. Herr Schlegel hat jedoch die Wahl abgelehnt und die Bürgergemeinde St. Gallen, welche weiß, was sie an diesem treuen und gebildeten Lehrer besitzt, schenkte ihm sowohl in Anerkennung seiner bisherigen ausgezeichneten Leistungen, als auch in Anerkennung seiner Ablehnung des ehrenvollen Rufes an das Kantonsseminar, einstimmig das Bürgerrecht. Für Herrn Schlegel wurde sodann Herr Janken aus Graubünden, gegenwärtig am Institut Munz in St. Gallen, gewählt. Den Musikunterricht besorgen die Herren Hornberger und Greith. — Das neue Besoldungsgesetz für die evangelischen Primarlehrer hat die Genehmigung des Großen Rathes erhalten. (Vgl. S. 88 und S. 158.)

Zürich. Im April 1859 starb zu Pernambuco Herr Jakob Merki von Boppelsen, welcher seiner Zeit im Schullehrerseminar zu Küsnacht gebildet worden war. Er vermachte der Wittwen- und Waisen-Stiftung der zürcherischen Volksschullehrer ein Legat von Fr. 2897. 35. Dadurch ist der Hülfsfond der genannten Stiftung bereits auf Fr. 24,000 angestiegen.

Druck von E. Kiesling.